Bor.
165

Bor.
165

Bor. 165

Zimmermann der I,

und

Friedrich der II.

von

Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum,

Bildschnitzer in Hannover,

in ritterlicher Assistenz eines leipziger Magisters.

— *qui se mirantur, in illos virus habe.*

MARTIAL.

London,
gedruckt in der Einsamkeit.
1790.

33 B

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Der nunmehro aus einem ritepromovirten Doctor der Medicin (hoffentlich) eben so rite zum Edelmann promovirte Ritter, königlich-grosbritannische Hofrath und Leibarzt von Zimmermann, hat in seinem unsterblichen Werke über Friedrich den Großen die unverdiente Herablassung gehabt, auch unter andern nach meinem unwürdigen Puls zu fühlen, und (Seite 59.) des ehrlichen Bildschnitzers in Hannover, Namens Qvitenbaum, im Besten zu gedenken; so daß es die gröbste Unerkenntlichkeit von der ganzen Welt wäre, wenn nicht eine Hand die andere waschen, und eine Liebe die andere durch ein don gratuit vergelten sollte. Und da hab'

ich dann in die Breite und Länge gedacht, wie hier Gleiches mit Gleichem zu berichtigen wäre? Den Arzt wäscht der Apotheker, den Autor der Recensent, und wenns köstlich ist der Mäcenas, den Portraitmahler der Bildschnitzer. Wohlan, dacht' ich, wenn man dem ritterlichen von Zimmermannschen Buche den Endzweck abgewinnt, so sinds eigentlich zwei Portraite, die dieser aus der Einsamkeit zum Hofmanne eingegangene Mann gezeichnet und gemahlt hat, nämlich Sich, den großen von Zimmermann, und zunächst den großen König Friedrich den Zweiten; und wie konnte mich wohl ein reputirlicherer Gedanke überfallen, als zu diesen beiden Gemählden Rahmen zu schnitzeln? Dictum, factum: und so stell' ich denn diese Rahmen, wie weiland der Mahler Apelles seine Sieben-Sachen, vor die Augen des Publici; und da nicht dem Aderlasser, sondern dem Receptverschreiber die Ehre der Genesung des Patienten gebührt, so verhält sich mein Ueber gegen das von Zimmermannsche

Ueber wie der Mond zur Sonne, wie ein ehrlicher Rahmenschnitzer zum allgewaltigen Mahler. — Bei diesem Abstande war es denn wohl kein Wunder, daß ich mich zu meinem Unterfutter sehr schnell entschloß, wogegen unser Schriftsteller mit dem Entschlus zum Ueberzeug und zu seiner Principalarbeit so leicht nicht fertig ward. Es ist schrecklich und erwecklich zu lesen, was unser Ritter (S. 7.) für viele Drachenköpfe und Lindwürme zu überwinden und was für unzählige Anfechtungen er zu bestreiten hatte, ehe er den Wettlauf dieses Werks anfieng, um wenigstens so viel von seinen Drei- und Dreißig Cabinetsunterredungen mit Friedrich dem Großen Preiß zu geben, als er, ohne diesen König zu verrathen und zu verkaufen, durfte und konnte. Er bricht sein Brod mit dem Publiko, und behält weislich die größte Hälfte für sich. In der That, es blieb unserm armen Ritter bei diesen Umständen nur übrig, entweder seinem Plag-Teufel das Tintenfaß an den Kopf zu werfen, oder sich kurz und gut

zu diesem Schwarz auf Weiß zu entschlüßen. Jo! dem ritterlichen Sieger, der den Weltüberwinder überwand, längst schon auf Obereitschem Staube stand und über diesen Goliath triumphirte, so daß er überall und auch allhier den Obereitschen Namen zur Schau stellen kann, und Zimmermann der Obereitsche genannt zu werden verdient! — Mein Vetter, der Magister, glaubt der Obereiter, oder in Beziehung auf das gegenwärtige Ueber und die ritterliche Würde unsers Herrn v. Z., der Ueberreiter. O. in U. ist keine so große Licenz, und unsere vielgeliebte Muttersprache kann zu Zimmermanns Ehre wider diese Buchstabenkühnheit um so weniger etwas einwenden, da nicht zum erstenmal durch ein Sprach-Vitium grammaticale einem großen Manne ein Andenken gestiftet wird. Henri quatre! Hinrich vier! Féderic! Fiederich! Zimmermann der Ueberreiter oder Ueberritter, wenn Sr. Hochwohlgebornen es so lieber wollen. — Heil! dem Helden, der schon eine Höllenfahrt gehalten, und

quod bene notandum, die höchsten Höllenquaalen (S. 285.) geschmecket hat. Heil! dem Sieger, der sieggewohnt, keine Schwierigkeit achtet, sondern nach Art großer Männer, die wenn sie nicht Schwierigkeiten haben, sich selbst Schwierigkeiten in den Weg zu legen schöpferische Talente besitzen, sich selbst Festungen baut, um sie bonis modis einzunehmen!

Ich kann und darf mich freilich nicht auf diesem Vorgebirge guter Hofnung verweilen, da große Sachen unserer warten, und noch weit größere unserer gewartet hätten, wenn Herr v. Z. dürfte und könnte; wer wird indessen nicht mit Brodsamen zufrieden seyn, die von einem so reichen, mit 33 Schüsseln (S. 3.) besetzten Tische fallen, und dagegen auf volle sechs bürgerliche Schüsseln Verzicht thun, denen man zwar nicht Saft und Kraft streitig macht, wohl aber jenen hohen und feinen Geschmack absprechen muß, worin unser Schriftsteller ein wahrer Ueberritter *Apicius* ist. Kein Wunder, daß bei so gestalten Sachen ihn auch

nicht blos die gewöhnlichen Autorleiden krümmeten, sondern weit höhere Trübsaale sein Autorherz schwer machten. Ich mag nicht (S. 4.) an die äußerste und comische Empfindlichkeit gedenken, welche die Unterredung des Herrn v. Z. mit Friedrich dem Großen im Jahr 1771 erregte. Unser Ritter wußte, wie schwer dergleichen Pillen für Menschen zu schlucken sind, die nicht gerne sehen, daß andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, was ihnen nicht auch begegnet, und es schien unserm Leibarzt am menschenfreundlichsten zu seyn, wenn er diese Passion so gelinde als möglich einrichtete. Er begnügte sich (S. 5) mithin alles dumme Zeug stillschweigend zu verachten. Ganz anders gieng es ihm mit ein Paar Erscheinungen, deren er (S. 5 und 6) erwähnt, denn wenn er gleich behauptet, daß es ihm ein großer Trost und wahre Freude gewesen, die Krankheitsgeschichte Friedrichs des Zweiten von dem berühmten Herrn Professor Selle (Berlin

1786.) zu lesen; so ist es doch nicht zu glauben, daß diese Schrift, da Herr v. Z. sie verschlucket, ihm nicht einige Passion erreget haben sollte, indem eben diese von einem wirklichen königlichen Leibarzt geschriebene Krankheitsgeschichte, unserm Ritter nur blos einen Löwenzahn von (S. 6) unbedeutendem und des Aufhebens nicht werthem Postscript verstattete. Ein Zimmermannsches Genie gehörte dazu, nach diesem Siege des Philippus (Selle) noch nebenher ein Paar neue Welten zu entdecken. Eine — ganze weite politische und ganze weite gelehrte Welt, die ihm Selle in beliebter Kürze und Einfalt zurückließ. — Diese beide Welten standen nun zwar unserm Ritter offen, so daß er nicht wie Alexander in der Verlegenheit war, sich nach einer Brücke zur Mondsfahrt umzusehen; allein diese zwey Welt-Schauplätze, wo sich ein Ritter denn nun schon freilich herumtummlen kann, hatten doch auch wieder ihr Aber. Denn außerdem daß das votum silentii schwer auf unserm Ritter lag; so spielte der Minister

Graf von Hertzberg, der zwei Tage vor der Abreise des Herrn v. Z. aus Potsdam (S. 172) dem Herrn Oberstallmeister Grafen von Schwerin folgte, und den (den Minister von Hertzberg) er bei seiner Heimfahrt beim Könige zurückließ, unserm armen Ritter mit seinem Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. Roi de Prusse, lû dans l'assemblée publique de l'Académie de Berlin le 23. Janvier 1787. einen so üblen Streich, als nur je ein Kabinetsminister auf des Teufels Erdboden, gespielt hat. Zum Unglück ist Graf von Hertzberg auch Curator der Academie der Wissenschaften, so daß die Gnadenthüren sowohl der gelehrten als der politischen Welt, die unserm Ritter sich zu eröfnen schienen, auch eben so schnell für ihn sich verschlossen. Außerdem hat Graf von Hertzberg eine preiswürdige Gabe der Erzählung, indem er so manche Dinge vor dem Publiko rühmlichst aufgedeckt hat, welche andere mit dem christlichen Mantel der Liebe, mit dem philosophischen Mantel der

Enthaltsamkeit, und mit dem politischen Mantel der Falschheit bedeckt haben würden. Der König zog ihn bei Friedensschlüssen, beim Fürstenbunde und bei der deutschen Litteratur zu Rathe, und besonders käme ihm der Name West-Preuße, ad analogiam von Taurier und von Scipio dem Afrikaner u. s. w. zu, weil er bei dieser Provinz, wie wir alles aus dem reinen Munde des Kabinetsministers selbst wissen, einen förmlichen Gevatterstand hatte, und dem Kinde sogar selbst den Namen beilegte. Jezt war freilich eine Art von Eingebung nöthig, wenn Herr v. Z. zum Wort kommen sollte, und dies Pfingstwunder trug sich denn auch wirklich etwas spät im Jahre, den 13. October 1787 zu, indem an eben diesem Tage der Wunsch sein Buch zu schreiben unserm Ritter wie ein Bliz in den Kopf schlug; und so entstand dies Werk! dessen wunderbare Empfängnis wir mit gläubigem Verstande und aufgeklärtem Herzen kürzlich und einfältiglich erwogen haben; dies Werk! das (S. 258) troz

der Schrift von der Erfahrung in der Arzeneikunst viermal in deutscher Sprache herauskommen, und in die französische, holländische, englische und spanische Sprache übersetzt und zum fünften! sechsten! siebenten! und achten! mal in Paris, Amsterdam, London und Madrit gedruckt werden wird. — —

Es sei nun, daß diese Hindernisse und Schwierigkeiten, die vor dem 13. October 1787 als dem Tage der Pfingsten unserm Ritter so viel Kopf und Herzleid zugezogen, ihn des glorreichen Sieges ohnerachtet so sehr entkräftet, oder daß er in der festen Hofnung lebte, erhöhet zu werden, wenn er sich selbst erniedrigte; so ist und bleibt es immer eine schöne und merkwürdige Selbstbüßung, welcher unser Ritter sich (S. 3) unterwirft, indem er die Aerzte nicht nur mit Kammerdienern paart, sondern auch den Kammerdiener demüthiglich vorsezt, um dem geneigten und ungeneigten Leser die Wahrheit in die Hand zu

spielen, daß Kammerdiener und Aerzte wenigstens von der Gemüthsart der Könige mehr wissen, als Etwa nach hundert Jahren ihre besten Schriftsteller. Da es indessen mit diesem Gemeinplatz, weil Friedrich der Zweite noch nicht hundert Jahre todt ist, und ein Kabinetsgeschichtschreiber (S. 6.) dem Herrn v. Z. vorgriff, auch nicht so recht fortwollte, siehe! da fiel es, bei dem wunderbaren Blitz in den Kopf, unserm Ritter ein, daß wenn auch schon ein commandirender General die Geschichte einer großen Schlacht erzählet hat, es doch noch immer angenehm zu hören sey, wenn sie ein dabei gewesener Unter-Officier oder Soldat erzählet. Dieser Gedanke, den Herr v. Z. wegen seiner Kühnheit allmächtig nennt, begeisterte ihn so, daß er augenblicklich den 13. October Hand ans Werk legte, womit er (sans comparaison, wie das Pferd des Herzogs von Devonshire, welches nur 4 Minuten braucht, um 4 englische Meilen zu laufen, und Sätze von 23 Fuß macht) im November schon

fertig war. Das nenn' ich einen Salto mortale, und mit einem Buch herumspringen. Allein man verstehe ihn wohl (S. 7. 8.) und nöthige ihn nicht es zweimal zu sagen, als Unter-Officier und Soldat, und auf keine andere Weise will er auch beurtheilt seyn. — Es ist bei den Musikern ein Kunstwort: vom Blate wegspielen. Könnte man diesen Ausdruck nicht auf unsern Autor, unter den gehörigen Reservationen, deuten?

Ihr aber stolze und aufgeblasene Schriftsteller, die ihr verliebt wie Narcisse in eure eigene Schatten seyd, (was sind Bücher anders als Silhouetten?) und auch ihr junge Herren (S. 122.) von großer Aufklärung, die ihr entweder, wenn ihr mit einem einzigen Menschen in Unterredung seyd, niemals desselben Antwort abwartet, sondern in einem fort decidiret; wenn ihr aber alle beisammen seyd, alle auf einmal und jeder vor sich so laut und so unordentlich schreyet, decidiret und krähet, daß einem alten bescheidenen

Manne dabei Gesicht, Gehör und Sprache vergeht, o! ihr und noch viel andere, die ich ad vocem Aufklärung zu Paaren zu treiben gedenke, lernet, da ihr es doch nicht aus eurer eigenen Schwachheit (ein so oft vernachläßigtes Philanthropin) lernen wollt, lernt aus der Stärke eines Ritters, mächtig in Thaten und Worten, sanftmüthig und von Herzen demüthig seyn, und euch erniedrigen bis zum Kammerdiener ja zum Unterofficier und Gemeinen. Wollet ihr mir nach eurer aufgeklärten Naseweisheit einwenden, daß Herr von Zimmermann (S. 114.) den Oberhofmarschall galant dem Kammerdiener substituirt und behauptet, wie Oberhofmarschälle und Aerzte in gutem Vernehmen stehen müßten: daß er den deutschen Fürsten Sultansstolz, (S. 52.) dem hannöverschen Adel aristokratische Steifigkeit und adlichen Uebermuth vorrückt und (S. 53) unter andern in die eben nicht demüthig anscheinende Worte ausbreche: der Herzog von York ist nicht so anmaaßend und stolz, wie

mancher kleine Bürger, mancher kleine Edelmann von einem halben Quartiere, (beiläufig würd' ich mir das Wappen des Herrn v. Z. erbitten, weil mein Vetter dran zum Ritter werden und es blasonniren will) der sich Ihr Gnaden durch seine Domestiken nennen läßt, und ein großer Schwarm von Bürgerweibern in Hannover; so sehe ich wohl, daß ihr so tief in den Schlamm der Aufklärung versunken seyd, daß ihr (S. 241.) mit kleiner und ewig gerümpfter Nase und prutziger Stellung eurer Füße, immer von Aufklärung sprecht, und denn immer über eure kleine Achseln schnippisch und schnöde und mit höhnender Dreistigkeit auf alle Menschen hinabsehet, die noch in der Dämmerung leben, das ist, die noch so weit zurück sind, daß sie das Illuminatenwesen verlachen!

Wie aber, ihr sehet noch nicht ein, was zu eurem Frieden dient, und habt die Frechheit zu behaupten, daß wenn unser Ritter in

dem Tone, wie er auf Geßners Freund den Herrn Johann Jacob Hottinger (S. 299. und 291.) losgeht, den er einen Schulmeister nennt, dem er ärger als einem Schulknaben begegnet und den er noch im witzigen Nonnenregister sub litt. H. verfolgt, wo er ihn Schulmeister und Husarenlieutenant in Zürch benahmet, — wenn v. Z., sagt ihr, in diesem Tone sein ganzes Ueber geschrieben hätte, ihr ihm den Unterofficier und gemeinen Soldaten nicht absprechen, sondern ihn vielmehr als Meister in seiner Rolle, troß dem Garrick, der im comischen und tragischen und ex utroque Caesar war, verehren würdet, und daß ihr nur jeßt euch nicht in ihn finden könnt, weil er Kabinetsangelegenheiten des preußischen Hauses in Potsdam verhandelt, vieles, wie wir über ein kleines hören werden, sagt, was man nicht erwarten sollte, und den größten Theil doch noch unter seinem Doctormantel verbirgt, so daß es euch vorkomme, als ob er völlig aus dieser Rolle geschleudert sey? — O ihr kleinen

Philosophen, die ihr (S. 241.) nicht an der alten Berlinschen und Potsdammschen Aufklärung, sondern an vielen andern nagelneuen Arten von Aufklärung wassersüchtig seyd, ihr thut, als ob es euch leid um das Publikum sey, weil es einen Unterofficier und Gemeinen suchen, und einen großen mit König Friedrich dem II. Schritt haltenden Mann finden werde! Ist denn aber dieser Tausch nicht angenehm? Muß man durchaus wie Vater Gleim als Grenadier singen, wenn man sich so auf dem Titelblate anmeldet? Ists euren unritterlichen Köpfen zu hoch, zu fassen, daß auch das ädelste Schwerd mit der Scheide vermittelst des Rostes in Verbindung trete, wenn man ihm keine bessere Beschäftigung anweiset? Wißt, Unterköpfe! dieser Ueberkopf, dieser Mann, an dessen Schönes und Merkwürdiges ihr kein Senfkorn Glauben habt, hat sich an Obereit, Hottinger und an den Commissions-Rath Ettinger auf eine so eclatante Art gerächt, daß ich euch wohlmeinend rathe,

euch

euch auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wenn euch sein Löwenzahn nicht ergreifen und zermalmen soll.

Was nun schlüßlich mein kleines ehrliches Ich betrift; so weiß das Publikum schon, daß mich der höchstseelige König einen Hallunken genennt, als weßfalls ich mich um so weniger schämen darf, als der Herr Ritter v. Z. die gelehrten und nicht gelehrten Herren um Vergebung bittet, weil der König ihn nicht auch so geheißen. (S. 59.) Sonst bin ich der ehrliche Bildschnitzer in Hannover, Namens Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, sehr weit entfernt, mich mit den Alcamenes, Phidias, Mich. Angelo, Bernini, Girardon, Tassaert oder auch mit dem deutschen Melchior Bartel zu messen. Ich habe, ohne daß mir ein Blitz den Kopf beschädigte, mir vorgenommen, Rahmen zu den beiden Portraiten, vom großen Friedrich und vom großen von Zimmermann zu schnitzen, welche beide Ehrenwerke letzterer in seinem Ueber so meisterhaft zu mah-

len den 13. October 1787 angefangen, und im November 1787 beendiget hat. Ein Rahmen und ein Register haben viel Aehnlichkeit, und da unser Ritter sein Werk mit einem witzigen Nominalregister schon selbst ausgestattet hat; so sey mir erlaubt, ein Realregister dieses Werks zu liefern, und nicht mehr nicht weniger soll mein Rahmen enthalten. Es scheint zwar, daß unser Ritter den Umriß zu seiner Schrift sich gar nicht vorgezeichnet, sondern ins Wilde gearbeitet habe; allein er und Friedrich der II. (ein Paar Einzige) sind und bleiben doch Bild und Ueberschrift. Sollten, wie ichs vermuthe, unsere Illuminaten mir vorrücken, wie es etwas ganz uneigentliches sey, daß ich ein Buch in einen Rahmen fassen wolle, indem die Büchereinfassung Buchbinderarbeit ist, und wir uns kunstgemäs mit Statüen, Büsten, Armaturen, Vasen, Frisen, Rahmen und Schnitzwerk abzugeben nach Kunst und Gunst verpflichtet sind; so mögen sich diese kleine Hochsinnige (S. 241.) merken, daß mein Rahmen

dem Bilde angemessen sey: und wenn ein Unterofficier und Gemeiner den Husaren-Lieutenant Hottinger (S. 300.) wider die Subordinationsregeln zu begegnen scheint, und doch nicht begegnet; wenn ein Doctor Medicinæ, der ausser dem Löwenzahn kein Recipe in diesem Ueber vorschreibt, vielmehr sich gelehrt und politisch darstellt, und dazu überwiegende Grundgründe hat; so wird es denn auch mir wohl erlaubt seyn, meinen Rahmen nach Zeit und Raum einzurichten. Daß ich übrigens auch einen Selle gehabt, der mir vorgearbeitet, und mit Rath und That unterstützt hat, will ich anbei nicht verhalten, vielmehr um klaren Wein einzugießen, beichtkindlich bekennen, daß mein Vetter, einer der Leipziger Magister, mir diesen Liebesdienst erwiesen, als an welche Gesellschaft der Zwölfe unser Ritter (S. 184.) in allen Ehren denkt, indem er merkwürdig und schön behauptet, daß durch Gottsched und ein Dutzend Magisters in Leipzig seit 1740. ein helles Sonnenlicht über ganz Deutsch-

land aufgegangen sey. Mit dieser Promotion läßt es indessen der Herr Ritter nicht bewenden, vielmehr erwähnt er (S. 188.) rühmlichst, daß mancher deutsche Magister und Professor mit Schneidermanieren im Marmorsaale zu Sanssouci an der Tafel des Königs zwischen dem Könige, Voltaire, Algarotti und d'Argens sehr verlegen, sehr trocken und sehr peinlich gesessen hätte, und wahrlich eher geneigt gewesen, (was nun freilich ein Monsieur le Docteur aus der ersten Hand wissen kann,) zur Diarrhee, als zu witzigen Einfällen. — Noch nicht genug, unsers Herrn v. Z. witzige Diarrhee geht noch weiter. (S. 189.) Gleichwohl aßen einmal keine Magister, sondern Algarotti, Voltaire, d'Argens — und Ritter von Zimmermann? (nicht doch! der König lockspeisete ihn mit einer Melone (S. 67.) und mit einer Traube, die Se. Majestät auswählte, und mit den Worten ihm gab, [o der schönen und merkwürdigen Worte!] „Essen sie das" S. 99.) gewöhnlich mit dem Kö-

nige. — Noch nicht genug, — die bösartige Diarrhee ficht unsern Ritter (S. 190.) aufs neue an, und ohne Zweifel, damit sich die Herren Magister in Halle nicht gegen die Leipziger bas halten möchten, setzt unser Ritter so wahrheitsliebreich als wohlbedächtig noch einen Stuhlgang hinzu: „Friedrich bat also weder Magister aus Leipzig noch aus Halle zum Essen. — Nun wahrlich, so viel collegialisches Andenken konnte denn wohl meinen Vetter, wenn er auch nicht mein lieber Bluts- und Gemüthsfreund gewesen wäre, reizen, mir freundvetterlich beizuspringen, und hülfliche Hand an mein Schnitzwerk zu legen, welches, wie ich nach der Liebe hoffe, meine Leser nicht ungünstig vermerken werden. Meine Leserinnen dürften denn nun freilich mit den vetterlichen Beisätzen nicht völlig zufrieden seyn; indessen sind sie dagegen durch die ausserordentliche Galanterien, womit ihnen Herr von Zimmermann ritterpflichtig zuvorkommt, hinreichend entschädiget. —

Nach diesem lang- und kurzweiligen Exordio komm' ich denn zu dem Pfingsttext selbst, und nehme mir die Erlaubnis, wie es sich von selbst versteht, zuerst den Herrn Ritter von Zimmermann, königlich-großbrittannischen Hofrath und Leibarzt, in Rahmen zu fassen. Denn in Wahrheit diese von Zimmermannsche übergeistische Schrift ist so philosophisch angelegt, daß sie der alten Schuldemonstration von der Existenz Gottes, die von ego sich anfing, nicht im mindesten etwas nachgiebt. Wie sehr wünscht' ich mir ein Winkelmannsches Kenner-Auge, um hier jede Feinheit zu erschleichen, über die mancher Illuminat wie eine landverderbende Heuschrecke weghüpfen würde. Ritter von Zimmermann indessen versteht die Kunst, mehr zu geben, als er hat; unser einer muß seine Ohnmacht gestehen, und sich in seinen Schranken halten.

Da ich sonach meinen Kundleuten getreulich und sonder Gefährde angezeigt, was Herr v. Z. nicht sey, indem er dem Leibe seines Pa-

tienten, gerade zuwider dem Einladungsschreiben vom 6. Junius 1786, welches den Monsieur le Docteur & Médecin Zimmermann begehrte, außer dem einfachen Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn, (einem Medicamente, das so ganz für den König gemacht schien, und das zu vielen artigen Redensarten Gelegenheit gab,) nicht zu nahe kam, vielmehr sich ihm als Seelenarzt zeigte; so bleibt nach dieser Gustation mir noch zu bemerken übrig, was unser Ritter denn eigentlich nach seinem selbsteigenen Zeugniß sey? Zwar nach S. 257. war er ein kleiner Doctor und ein komisches Magistratsglied des kleinsten Städtleins der Schweitz; indessen sieht man, was aus Bethlehem kommen könne! Es läßt sich indessen die Natur selbst durch keine Kartätschen des jungen Seemannes Prinz Wilhelms (S. 52.) herausschüßen, und es verräth allemal einen großen Mann, wenn er der Mutter Natur, auch in Purpur und köstlicher Lein-

wand gekleidet, getreu bleibt; und wie? sollt' es unserm jetzigen Stern erster Größe, dem Mann, den König Friedrich *mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, mon cher Monsieur Zimmermann*, (S. 99.) *mon cher & bon Monsieur* mit dem spaßhaften Zusatze: *je me recommande à votre protection & à votre bonne providence!* und sogar (S. 77.) *mon Ami!* nannte, dem es ein fatales Wort war, wenn der König ihn *Monsieur le Médecin* hieß, und was ihm das größte Lob war, (S. 128.) *ce Zimmermann est un homme de probité*, sollt' es diesem schönen und merkwürdigen Manne nicht zur unzuverkennenden Ehre gereichen, wenn ihm noch immer sowohl das komische Magistratsglied als das kleinste Städtlein der Schweiz wie Muttermahl und Heimweh ankleben? als wovon auf jeder Seite dieses großen Werks, Spuren vorhanden sind. So tröstet z. B. unser Ueberritter sich (S. 8.) mit der jetzt sogar auch gedruckten Unterredung zwischen Friedrich dem Großen und dem Pater Pavian, (und

man denke, wie dieses alles zusammen kommt!) mit dem berühmten deutschen Buch: über Etwas das Leßing sagte.

Doch es ist hohe Zeit, in dem Ipse fecit des großen Zimmermanns eine Vollständigkeit nach der andern, und zuerst seine besondere Frömmigkeit zu bewundern; denn als er aus dem Brandenburger Thore war (S. 16.), und nun auf dem ihm bekannten einsamen Wege an dem ägyptischen Obelisk vorbei, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich sein Herz mit dem höchsten Feuer und der höchsten Inbrunst nieder vor Gott: wie er in diesen Augenblicken betete, ward vielleicht nie auf diesem Hügel gebetet. Der Satan indessen, der wie ein brüllender Löwe herumgehet, und suchet welchen er verschlinge, nahm sich nun vor, unsern großen Beter, von dem er glauben mochte, daß er noch nicht fest im Glauben stünde, einen Streich zu spielen, und siehe da! unser Ueberritter hatte (S. 11.) zum Nachtheil des christlichen Glaubens einen so großen

Glauben an den König, daß er sogar mit dem unbezwingbarsten Unglauben des Königs an alle Aerzte das Gleichgewicht hielt. Dem verdammten Löwenzahn des Satans war diese Beute noch nicht genug, vielmehr verleitete er unsern gläubigen Zimmermann sogar (S. 61.) zu dem Unglaubensbekenntniß, daß er keine Wunder, als die der König im siebenjährigen Kriege gethan, glaube — und so züchtigte er ihn mit mehr als einer Zweizüngigkeit, wovon wir noch so manche als einen Pfahl im Zimmermannschen Fleische erblicken werden. Herr v. Z. bedauret, (S. 85.) daß in diesen Zeiten, da die Philosophie so vernünftig wird, und da die Physik solche Riesenschritte macht, der Aberglaube sein Haupt nun wieder so empor hebe, als in den Jahrhunderten der dicksten Finsterniß, und hält die unbekannten Obern der geheimen Gesellschaften (S. 86.) für abgedankte Hofmeister und bankerottirte Schriftsteller. Indessen ist es unserm Ritter (S. 85.), der leider! weder

Schüler noch Meister geheimer Wissenschaft ist, mitten unter der gnostischen und theosophischen Gährung, worin sich jezt Deutschland befindet, sehr erfreulich zu sehen, daß die ehrwürdige Gesellschaft der Freimaurer bei den Fürsten und Weltleuten in Deutschland, den Sinn für Religion vielleicht am meisten offen hält, und nicht ihr leztes Licht ausbläset, wie es seiner Meinung nach durch die sogenannten Aufklärer in Paris, in London und in Rom ausgeblasen ist.

Gegen die Kraft religiöser Gesinnungen sagt von Zimmermann (S. 160.) kommt keine Furcht von keiner Art in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens auf, und mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fließt, trat denn Herr v. Z. am Morgen des 24. Junius vor diesen schrecklichen König mit unerschrockenem Sinn, mit innerer Ruhe und wirklich so unbefangen, als wenn er einen lieben und guten Freund besuchte, und doch

wußte Satanas die Karten so zu mischen, daß (S. 19.) Herr v. Z. schon alles, was ihn Menschenkenntniß und Menschenerfahrung in seinem ganzen Leben gelehrt hatten, zusammen nehmen, und so gut er konnte und vermochte, den Herrn Kammerhusaren Schöning zu studiren und zu gewinnen suchen mußte, der sich ihm (S. 20.) als ein Herzensfreund des Prof. Selle zeigte, und bald (S. 39.) hätte Herr v. Z., aller seiner religiösen Empfindungen und Gesinnungen ohnerachtet, Blut schwitzen mögen, wenn man Blut schwitzen könnte. Ach! dachte er, da ihm der Neid einfiel, der nicht verträgt (S. 40.), daß einem andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet, wüßte doch das arme neidische Pack, (bestehend aus Aerzten aus der niedrigen Klasse gelehrter Herren und Schulmeister, die mit den Zähnen knirschen,) wie mir jezt ist, welche Angst, welcher Unmuth, welche Gefahren und welche Schrecken mich umgeben;

o gewiß, es (dies Pack nämlich) würde gestehen, solches Glück wünschen wir uns nicht. Wahrlich nach der unzubestreitenden Wahrheit, daß religiöse Gesinnungen keine Furcht von keiner Art (S. 160.) in den bedenklichsten Umständen des Lebens aufkommen lassen, sollte man an der festen Frömmigkeit unsers Ritters gottesvergessen zweifeln; allein da ist wohl offenbar zu sehen, welchen Anfechtungen auch die allergläubigsten ausgesetzt sind. Ich kann es nicht bergen, daß ich bei dieser Gelegenheit auf den Gedanken gefallen bin, ob nicht etwa Herr v. Z. das herrliche Brustbild des Markus Aurelius aus weissem Marmor und vielfarbigem Agath, das neben dem Könige auf dem Kamin seinem Bette gegenüber stand, zu abgöttisch angesehen, und sich etwa durch dieses unchristliche Götzenbild verleiten lassen; indessen habe ich diesen Gedanken, den Markus Aurelius nicht heidnischer haben konnte, sogleich in seiner Geburt erstickt, und bekenne offenherzig, daß dieser Vorfall zu

hoch sey, um von einem ehrlichen Bildschnitzer ins Verhältniß gebracht werden zu können. Mein Vetter, der Leipziger Magister selbst, gebährdet sich bei dieser heidnischen Gelegenheit so bescheiden, als wenn er bei Abraham, Isaak und Jacob zu Tische säße. Von Voltaire, Algarotti und d'Argens ist er dißseits des Grabes nie zur Tafel gezogen, auch ist wohl nicht anders zu denken und zu vermuthen, als daß er auch in der andern Welt vom Tische dieser witzigen Köpfe werde geschieden seyn und bleiben ewiglich. Was nicht zu lösen ist, mag ein Knoten bleiben. Unser gläubige Ueberritter macht sich über seine heldenmüthige religiöse Gesinnungen selbst einen Einwand. Schwärmerei sei dies? (S. 160.) frägt er: wie alle religiösen Gesinnungen, die nicht gebadet sind in kaltem Deismus? — Wer darf das sagen? fügt er hinzu, und fordert den heraus, der Herz hat; — Er trete hervor, damit man ihn kenne; und nun sollte man freilich glauben, unser Ueberritter würde nach die-

sem Kartel an diesem Menschen aus dem kalten Bade, das wie man sagt, die Nerven stärken soll, ein Exempel statuiren, und einem jeden, der diesen Fehdehandschuh aufzuheben keck genug wäre, Hals und Kopf brechen; allein nein, er reißt den Degen aus der Scheide und — steckt ihn langsam wieder ein, und dann, sagt Herr v. Z., antworte ihm wer will! und so endet sich denn diese Ausforderung, ohne daß gelehrtes Blut, das heißt Tinte, vergossen wird. So trug weiland! Ritter Hudibras, um seinen Durst nach Blut zu stillen, rothe Wurst bei sich! — Wer die warmen Bäder, die Herr v. Z. seinen hülfsbedürftigen Patienten anräth, nicht brauchen will, mag immerhin im kalten Bade des Deismus sein Leben ans Bein binden, und wenns Noth thut, sich einen Doktor des kalten Wassers suchen; unser Ritter bleibt beim lauen? nicht doch, sondern beim warmen Wasser, wornach sich jeder zu achten und für Schaden zu hüten hat.

Ich will bei weitem nicht alle und jede anscheinende Zweizüngigkeiten bemerken, welche der Satan als Unkraut unter den frommen Zimmermannschen Waizen gestreut hat; wer kann indessen umhin, den Kopf zu schütteln, daß unser Lanzierer dem Könige Friedrich Wilhelm dem I. (S. 194.), den er doch als einen Christen verkündiget und anpreiset, keinen vortheilhaften Beinahmen giebt, wenn er behauptet, daß er wahrlich für Friedrich II. kein guter Vater gewesen, wogegen er den Atheisten Friedrich den II., da er von seinem sterbenden Vater kam, außerordentlich gerührt, schluchzend, und ganz in Thränen darstellt. Bei manchen poßirlichen Anekdoten, welche unser Ritter von Friedrich Wilhelm dem I. mittheilt, schimmert der natürliche Mensch nicht etwa blos durch, sondern strahlt sonnenklar ins Auge, und wenn man, nach dem, was Herr v. Z. über den Tod der beiden Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. erzählt, zusammen hält; so ists, als wüßte man vollends nicht,

was von einem Schriftsteller zu denken sey, der einen mit genauer Noth zum Deisten bekehrten Atheisten merkwürdig und schön, dagegen Friedrich Wilhelm I. so christlich-komisch sterben läßt. Indessen kommts aufs granum salis an, welches man auch durch geistlichen Löwenzahn übersetzen könnte, um dies alles aus dem rechten Gesichtspunkt zu nehmen. Bis an seinen Tod, sagt unser Ueberritter, (S. 235) blieb Friedrich der Große, wie jede große Seele, auf dem Thron immer fest und in sich selbst gewurzelt, immer sich selbst gleich an Größe und Güte, und Herr v. Z. (S. 236) sahe sich nothgedrungen, ehrwürdigen!! Theologen, die ihn gar sehr oft befragten, ob denn doch der König auf seinem Krankenlager nicht endlich in den Schooß der Kirche getreten sey, zu antworten: der König habe gar nicht an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, und an die christliche Religion noch kurz vor seinem Tode eben so, wie an Aerzte und Arzeneikunst.

Auch scheint es eine unchristliche Neckerei zu seyn, wenn unser edle Ueberritter (S. 233.) bemerkt, daß an den kleinsten Höfen Deutschlands, sogar wo man doch nur wenig zu gewinnen und wenig zu verlieren hat, (ob als Kammerdiener, als Arzt oder als Oberhofmarschall, bleibt unbestimmt,) heute der Höfling ein Atheist sey, und morgen an Jesus Christus, an Lavater und den Teufel glaubt. Da indessen den Reinen alles rein ist, so können dergleichen Aus- und Einfälle den christlichen Gesinnungen des glaubevollen Herrn v. Z. keinen Schaden noch Leides thun, und eben so wenig kann ihnen die Kleinigkeit zu nahe treten, wenn Herr v. Z. (S. 258.) behauptet, daß er sich selbst ermordet hätte, wenn er nicht — ein Christ? Nicht doch; wenn er nicht verheirathet gewesen. Sollten dergleichen Mord- und Todgeschichten schwache Christen, die keinen Löwenzahn, oder kein Genie besitzen, ärgern; so will ich dieselben hiemit sammt und sonders dienstfreundlichst ersucht ha-

ben, dem leidigen Satan über sich nicht so viel Platz einzuräumen, daß sie etwa durch einen Verdacht wider das unverfälschte Christenthum unsers Ritters, der so viel Wesen mit dem Glauben treibt, den sechsten Sinn so meisterlich expolirt hat, und das Selbstdenken durch Lehr' und Beispiel sprengen will, überrumpelt werden; vielmehr ist hier in eine lebendige Erwägung zu ziehen, daß zwischen einem Christen wie Ritter von Zimmermann, und einem Einfältigen wie ein Kindlein, ein so großer Unterschied, wie ungefähr zwischen Bischof und Küster, zwischen sublim und einfältig, zwischen Doctor Zimmermann in Hannover und zwischen Professor Zimmermann in Braunschweig sey, und daß man nach der neuen von Zimmermannschen Auflage des Christenthums auf Imperialpapier, leben und leben lassen müsse. Was ist denn auch das Verfängliche an der Geschichte oder vielmehr an dem Stabe, den Herr v. Z. über die Geschichte vom wüthenden oder gar rasenden Christen bricht, die

unser begabte Schriftsteller aus seinem Füllhorn oder aus seinem Ermel schüttet. Man sollte freilich glauben, daß einem überzeugten Christen nichts angelegentlicher obliege, als Unchristen und mit genauer Noth zu Deisten bekehrte Atheisten, auf den Weg zu leiten, der Trost im Leben und im Tode giebt, und daß der Geistliche, dessen Brief die Cabinetsräthe dem Könige (S. 246.) mit Haut und Haar überreichten, es herzlich gut mit dem Könige gemeinet habe, indem er ihm vom philosophischen Irrthum und Thorheit zur christlichen Lauterkeit und Wahrheit leiten wollte. Der König selbst nahm diesen Hirtenbrief nur aus eben diesem Gesichtspunkt, indem er ihn dem Marquis von Lucchesini mit den Worten übergab: Voyez comme on a soin de mon ame; indessen kann man auch diesen Ritt unserm von Zimmermann um so weniger übel deuten, da ihm die Physiognomie anekelte, und es doch immer einer der wüthenden und gar wahnsinnigen Christenstreiche ist, wenn (S. 246.)

dieser Heidenbekehrer wie Lindwurm Obereit, indessen doch mit mehr Milde, schrieb. Auch hat dieser Geistliche bei allem dem von Glück zu sagen, indem er gegen Herrn Doctor Obereit ungeschlagen davon kommt, und der überwundene Obereit mag sich selbst belehren, wer er sey: denn unser Herr v. Z. begnüget sich fein christlich, den obigen mit mehr Milde schreibenden Geistlichen einen Stocknarren (S. 247) zu heißen, und es nach den treffendsten Regeln der Wahrscheinlichkeit herauszubringen, daß es ein wahnwitziger Geistlicher gewesen. Von allen scheint bei weitem die härteste Nuß zu seyn, wenn man auf die sublime Trostgründe stößt, (S. 248.) womit Herr v. Z. den Marquis von Lucchesini ausrüstet, um sie dem Könige als eine Seelenmixtur beizubringen. Trösten Sie ihn, sagte er ihm (S. 249.) mit der Unsterblichkeit seines Namens, mit dem unaussprechlichen Andenken alles Großen und Guten, das er that und wirkte, und das noch lange nach seinem Tode wirken würde.

Da der König den Tod nicht fürchtet, sondern sich über ihn ärgert und ihn (S. 249.) mit der Faust wegschlagen mögte; so lassen Sie ihn bis an sein Ende die Unsterblichkeit seiner Seele leugnen, denn über diesen Punkt bekehren Sie ihn doch nicht, und werden ihn, da Sie dies so oft unnütz versuchten, nie überführen. Aber sagen Sie ihm laut, rasch und keck, er habe alles Große gethan, was kein König vor ihm in solcher Lage vermogte und that, und nun habe alles zu tief gewurzelt, um nicht bis in die späteste Zukunft zu gedeyhen. (Doch nicht die Potsdam- und Berlinsche Aufklärung, denn diese sollte denn doch wohl nicht im Tode trösten können.) — Sagen Sie ihm laut noch, wenn er in seinen lezten Zügen liegt: nie, nie, nie, wird Preußens Adler fallen. So sublim kann der christlich hochgefühlvolle von Zimmermann trösten! Freilich könnte diese Stelle zu allerlei unholden Gedanken verführen, so wie man denn auch vom Adler, wenn ihn

nicht ein Bildschnitzer gemacht hat, eher sagen müßte, daß er die Federn verlieren als fallen würde; allein wer nur die Kraft religiöser Gesinnungen recht kennt, wird wissen, sich in die Zeit zu schicken, denn es ist böse Zeit, und in der That, es macht unserm Ritter Ehre, daß er nicht nur einen politischen Arzt, oder einen medicinischen Politikus, (S. 151.) sondern auch einen politischen Christen oder christlichen Politikus zu machen vortreflich verstehe. Ueber diese Politik überhaupt, muß ich mich noch näher erklären. Mein ganzes Verfahren, sagt Herr v. Z., bei dem Könige, außer den ernsthaften Vorstellungen, die ich ihm so oft machte, war im Grunde nichts und wider nichts als medicinische Politik. Mein nur etwas zu deutscher Magister vermeinet zwar aus dieser Stelle geradezu ableiten zu können, daß wenn der König nach dem Todtengräber des Doms gesandt hätte, dieser Ehrenmann ihm in Beziehung seiner Krankheit die nähmlichen Dienste erwiesen haben würde,

als unser königliche Leibarzt; sind denn aber ernsthafte Vorstellungen nichts und wider nichts? und wenn ich gleich nicht ganz in Abrede stellen will, daß der Todtengräber des Doms, Kraft seines Amts, dem Könige nicht minder ernsthafte Vorstellungen hätte machen können; so würden sie doch, wäre auch der Todtengräber des Doms ein unmittelbarer Descendent des Todtengräbers im Hamlet, nicht so witzig, als die von Zimmermannsche sich gebehrdet haben. Doch! wieder zur überpolitischen Politik unsers überritterlichen Ritters, derentwegen mein Magister nicht aufhören kann, den Kopf zu schütteln, und warum denn? weil Staatskunst und Verstellung wie Klugheit und List sich unterscheiden: weil jedem denkenden edlen Manne die Verstellung im Wege ist: weil der Gerechte sicher ist, fest tritt und es dem Blödäugigen gern überläßt, mit Vor- und Rücksicht zu schreiten. — Alles gut, lieber Vetter; allein der Zuschauer sieht mehr als der Spieler,

und die Politik ist einem Strome gleich, der das Schwere versenkt und das Leichte hebt. — —

Gewiß müßte man alle Verdienste verkennen, wenn man nicht den Politikus en gros und en détail im Herrn v. Z. bewundern sollte. Ich will nur etwas weniges von diesem von Zimmermannschen Nichts und wider nichts berühren. Herr v. Z. (S. 64.) wußte weit besser als der König, daß die Kaiserin von Rußland gesund sey, obgleich Herr v. Z. so wenig der Arzt der großen Kaiserin ist, daß er so in Petersburg wie in Berlin keine Doctorrollen macht. (S. 63) Ob er sie machen könne? — O! des unpolitischen Magisters! Hat er denn nicht die Ehre, unsern von Zimmermann als den Erfinder der Windepidemie (S. 296.) und der fürchterlichen Weiberepidemie (S. 297.) zu kennen, und sollte ein Mann, der solche Krankheiten erfindet, in Doctorrollen nicht stark seyn, wohl zu verstehen, wenn keine höhere Pflichten ihn abhalten? —

Einer der größten politischen Züge ist denn wohl unstreitig der, den Herr v. Z. gegen den König, welcher seine Finger gegen ihn lächelnd (S. 120.) aufhob, laufen ließ. Es behauptete nämlich Herr v. Z., daß das russische Reich unter seiner Größe erliegen würde, *(s'écrouleroit sous sa masse)* und sich einstens so zertheilen würde, wie Alexanders Reich nach seinem Tode; daß Gouverneure einzelner Provinzen sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen, und sich mit andern Gouverneuren von eben solchen Gesinnungen schlagen würden. Wahrlich viel, viel gesagt von einem Manne, den die so große russische Kaiserin mit einer ausgezeichneten Gnade beehrt, viel und mehr gesagt, als man nach der Situation der russischen Monarchie denken und verstehen kann. — Allein was thut dies zur Sache? Je unglaublicher, je erstaunlicher! Zur guten Zeit fällt es unserm Ueberritter noch ein, daß er am 14. Decbr. 1787 ein ganz natürliches Schreiben von der Kaiserin erhalten, und so

ruft er denn selbst über sich das Wort, setzt flugs den Zeitpunkt der Zerstörung der russischen Monarchie, vom 14. December 1787 gerechnet, nach Jahrhunderten hinaus, und verfehlt nicht, in einer Note zu versichern, daß so lange und bis dahin Russlands Macht und Größe steigen, und nie weniger in Gefahr kommen könne, als jetzt, da der Divan (mit welchem Herr v. Z. wohl nicht in Correspondenz zu stehen scheint,) faselt, die furchtbarsten Heere gegen die Grenzen der Osmanen im Anzuge sind, und da, (ein schönes und merkwürdiges da; ein da über: als, da..!) die erhabene Monarchin dieses größten Reichs auf Erden, am 14. Decbr. 1787 ganz natürlich an Herrn v. Z. geschrieben hat. (S. 121.) Ob unser Ritter hier jenes leise Zurückhalten beobachtet, dessen er sich rühmt? Ob unser Ritter diese ganze Scene nicht so, wie vieles von der Fürsten-Revüe verschweigen sollen, scheint um so mehr zweifelhaft, da trotz des Codicills von Note, wodurch Herr v. Z. die Erfüllung seines

Testaments über Russlands Reich noch Jahrhunderte zurücksetzt, ihm doch einfallen sollen und können, daß Catharina die Zweite für Ewigkeiten baue! Allein was kann denn unser Hariolus dafür, wenn der Bliß des prophetischen Geistes ihm, wie den 13. October 1787 der Wunsch dieses Buch zu schreiben, in den Kopf fährt? Auch ist dieser politischen Kanne, wenn sie gleich vergossen wäre, durch das Hänkelchen der Note so ausgeholfen, daß sie gewiß ihre Liebhaber finden wird! — Ich gehe zu andern politischen Zügen, die ich indessen nur berühren will.

Als der König eine ordentliche Fürsten-Revüe hielt, (S. 83.) bei der aber Herr v. Z. gewiß mehr als einen Unterofficier oder Gemeinen vorstellte; so antwortete er doch mit dem größesten Bedacht und immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären, von denen er sprach. Man weiß nun zwar gar wohl, daß Herr v. Z. auch in seiner gegenwärtigen Schrift, troß dem Könige (S. 83.) gewaltig eingehauen, und

wahrlich bisweilen so, daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopf bis zu den Beinen spaltete; indessen ists ein großer Unterschied mit der Welt, die Fürsten einsetzt, zu sprechen, und mit einem Fürsten selbst, dem es bei dieser Gelegenheit freilich nur allein zustand, über sie so laut zu urtheilen. Das aber konnte freilich dem Herrn v. Z., dieser Politik unbeschadet, von Seiner Majestät nicht verdacht werden, daß er bei allem diesem leisen Zurückhalten lachte. Wahrlich so politisch hat selten jemand gelacht! Denn man kann es nehmen als Beifall, als Tadel, oder wie man will. Noch ein größerer Lichtstrahl verbreitet sich über diesen Umstand, wenn man in politische Erwägung zieht, daß unser Ritter (S. 84.) lächelte und lachte, und daß der König nach dem alten Sprichwort: variatio delectat, dieses Lachen und Lächeln wohlgefällig bemerkte. Herr v. Z. hat überhaupt das überseltene Glück, daß Regenten ihn mit Beifall aufmuntern. So schrieb er (S. 296) auf Befehl des Polizei-Ministers Freiherrn

von Gemmingen, die bekannte patriotische Abhandlung über die Windepidemie in Hannover, auch mit nachher zu seinem größten Troste erfolgtem allergnädigstem Beifall Seiner grosbritannischen Majestät — und Friedrich der Zweite bemerkte wohlgefällig sein Lachen und Lächeln, obgleich er den Herrn v. Z. immerfort durch und durch blickte, (S. 84.) wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob unser Lacher und Lächler inwendig weine. Giebt es einen bessern Hausrath für den Politiker, als lachen und weinen? Da der höchste Schmerz lacht und die höchste Freude weint; so kann der politische Camäleon vermöge dieser Hülfsmittel mit sich und mit andern machen was er will. Zwar sind lachen und weinen die Pas und Coupe'es des politischen Tanzmeisters, mit denen er seine Seelentanzstunden anfängt; allein sie können und müssen ihn auch nicht verlassen, wenn gleich er den höchsten Tanzgipfel erschwungen hat, — selbst auf dem Seile nicht, auf welchem

sich jetzt wirklich sans comparaison unser Ueberritter befand! — Man sage übrigens was man wolle, so wie mit dem Doctor Zimmermann, hat der König, der einst wie unser Ritter versichert, (S. 92.) sagte: „ich wollte mein Hemde verbrennen, wenn es wüßte was ich weiß." (Sagte dies der König wirklich einst? Wenn dieser Umstand wahr ist; so sagte dies der König blos nach Aurelius Victor de Vir. illust. c. 61.) mit keinem Doctor gesprochen, mit keinem Fremden, — fast hätte ich Lust zu sagen, mit keinem Menschen, und wüßten wir erst, was wir nicht wissen, und was Herr v. Z. allem Vermuthen nach selbst nicht weiß, o! — — Wem der feine Unterschied zwischen Politik und Lebensart nicht bekannt ist, kann freilich sehr leicht in den Fehler des verstorbenen Schmucker fallen, der dem Herrn v. Z. nach seiner Unterredung mit dem Könige im Jahr 1771. (S. 292.) Vorwürfe machte, daß er zu nahe vor dem Könige gestanden, zu lebhaft, zu unbefangen, zu frei gesprochen, und sogar

— dies sey unerhört in Deutschland, — vor dem Könige gesticuliret habe: vor einem Könige, sagte Herr Schmucker, müsse man steif stehen, und sich nicht rühren. O du steifer Schmucker mit deiner deutschen Lebensart, fiel es dir denn nicht ein, daß ein Genie über die Regel ist, und daß ein Politikus sich nach Zeit und Umständen richten müsse. Ich kann diesen Abschnitt über die von Zimmermannsche publike und privat=Politik nicht schließen, ohne noch zuvor den Uebergang zu jener politischen Unterredung zu verehren, die wirklich verdient auf die Nachwelt gebracht zu werden. Herr von Z. kommt auf dieselbe unmittelbar von der Rhabarbertinktur (S. 118 und 119.) und nun fing die Unterredung an:

König. (in tiefer Meditation und den Kopf ganz seitwärts an seinem Lehnstuhl lehnend.) Die Uebersicht einer großen und sehr verwickelten Sache ist doch äußerst schwer.

Herr

Herr v. Z. Diese Kunst hat von Anbeginn der Welt niemand besser verstanden, als Ew. Majestät. Entweder ich verstehe die ganze Sache nicht, oder der König hat in dieser tiefen Meditation sich zu dieser Unterredung mit Herrn von Z. vorbereitet, und schade, ewig schade, daß es eben diese Unterredung ist, von der Herr v. Z. das allermeiste nicht erzählen kann und darf. Ich würde, sagt Herr v. Z. (S. 218.), die Sarcasmen, die ich aus seinem Munde gehen hörte, alle erzählen, wenn sie der König auf mich abgeschossen hätte, aber er schoß sie ab (und man weiß wie er schießen konnte) auf Fürsten, auf Große und auf Gelehrte. Fürsten und Große können bisweilen vielleicht Sarcasmen vertragen: aber für Gelehrte, deren Existenz so oft blos von der Meinung abhängt, die man von ihnen hat, wären Friedrichs Sarcasmen tödtend. Wer sollte nicht nach dieser von Zimmermannschen Bemerkung geglaubt haben, Herr v. Z. würde in Absicht der Gelehrten

großmüthigst schweigen, und in Absicht der Fürsten und Großen wenigstens wieder erzählen, was ein Fürst wie Friedrich der Große von Fürsten sagte, ohne hinzuzufügen, was Herr v. Z., nachdem ihn der König lebhaft und feurig gleichsam fragend ansah, rasch, keck, unbefangen und frei, dem Könige zum Wohlgefallen antwortete; (S. 122.) allein leider geht nichts über die politische Discretion unsers Ritters (S. 143 und 144.) Man unterließ nicht den Herrn v. Z. möglichst auszuforschen, allein er hatte sich besprochen, ließ die Frage abprellen, antwortete entweder gar nicht, oder so, daß man ihn gewiß nicht wieder fragte, und Hofleute und Weltleute müssen es ihm zum Nachtheil des Publici eingestehn, daß er ein völlig zugeknöpfter Mensch sey. Nun wahrlich, wenn sich ein Mensch in der Welt aufknöpft, so ists Herr v. Z. Ists? — Scheints, wollte ich sagen. Denn man lese nur den gerechten Feuer- und Schwefeleifer, den unser zugeknöpfte Politikus bei

der Verrätherei zeigte, die man bei seiner Reise gen Potsdam an ihn verübt hatte. (S. 18.) Vor Erstaunen war er fast außer sich, weil er glaubte, hier in Sanssouci auf dem geheimnißvollsten Fleck in ganz Europa zu seyn, und siehe da! ein Herr, (S. 17.) den Herr v. Z. nicht kannte, hatte in seiner Tasche ein Gedicht der Frau Karschin über die hohe von Zimmermannsche Ankunft in Potsdam, die doch so geheim gehalten werden sollte. Diese Ankunft ward verrathen (S. 18.) durch den Kanal, durch den alles in der Welt geht und durch den alles in die Welt kommt, nämlich durch eine sehr vornehme!! Dame, die Schwester eines Herrn, der wissen konnte, daß der König an Monsieur le Docteur & Médecin geschrieben. Diese sehr vornehme Dame erfuhr dies insgeheim, und so erfuhr es denn auch insgeheim der ganze Hof und die ganze Stadt Berlin, und in der Stadt Berlin die Frau Karschin, so daß jener Herr, den Herr v. Z. nicht kannte, die von

Zimmermannsche Ankunft in Person in der Tasche hatte! — —

Ob nun gleich bekanntlich die Politik eine sehr artige Garderobe hat, deren sie sich nach Zeit und Umständen bedienet; so ist doch die Galanterie das Alltagskleid, das sie gebraucht, ihr tägliches Brod, und ihre andre Hand würde ich hinzufügen, wenn ich nicht die Versuchung des Galimathias befürchtete, und so ist es denn wohl kein Wunder, wenn unser Ritter, der, was er anfängt auch vollendet, sich in der Galanterie rühmlichst auszeichnet. Nur ein Pröbchen will ich abschneiden.

(S. 103.)

Herr v. Z. Es ist zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Ew. Majestät, daß ich eine Fenster-Gardine zuziehe.

König. Nein, nein; ich habe immer das Licht geliebt.

Herr v. Z. Auch haben es Ew. Majestät immer um sich her, in der Nähe und Ferne verbreitet.

(S. 113.)

Herr v. Z. Der Küchenmeister Ew. Majestät ist ein großer Mann in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann. (Dies ist Monsieur Noel, den Herr v. Z. Küchenkommendant im witzigen Nonnenregister nennt.)

Der König. Niemand versteht besser gute Köche zu ziehen, als Ihre Herren Minister in Hannover. Mein beßter Koch ist aus dieser Schule. (Wie fein sticht diese Antwort des Königes, dem Herr v. Z. den Großen verleidete, indem er den Monsieur Noel zum Collegen des großen Königs recipirte.)

(S. 137.)

Herr v. Z. Das beständige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe Ueberzeugung von allem, was mir mangelt, von allem was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt seyn sollte, verließ mich hier keinen Augenblick. (O! ihr deutschen Magister, wenn ihr Lust und Liebe zum Dinge habt, um euch aus-

zubilden, mit Voltairen, d'Alembert, d'Argens und andern Franzosen, in diesem Jammerthal zu Tische zu sitzen, lernt hier ein feines Kompliment machen, und empfangt mein Bekenntniß, daß ich einen geschnitzten Merkur, der nicht aus jedem Holz wird, drum gegeben hätte, um die Gesticulation unsers Ritters bei diesem Kompliment zu sehen. Guter Schmucker! ein paar Monate bei unserm Großmeister [Doctor, Magister sind Kleinmeister] Unterricht hätte dich geschmeidig gemacht, wie man das Beispiel hat, daß Bildsäulen zur Ehre der Bildhauerkunst lebendig werden.) —

(S. 137.) Ein Bedienter Ew. Majestät hat mir eben ein Merkmahl der Zufriedenheit Ew. Majestät auf Dero Befehl überreicht, wobei ich, wie bei allem, was mir Dieselben anjetzt sagen, erröthe und verstumme. Es waren tausend Thaler in Bankozetteln, die der zweite Kammerhusar dem Herrn v. Z. im Nahmen Sr. Majestät (S. 133.) übergab. Das nenn' ich über Ein Tausend

Reichsthaler, schreibe Ein Tausend Reichsthaler, galant quittiren! O! was für ein Rahmen müßt' es werden, wenn ich alle die Galanterien einfassen wollte, die der Herr v. Z. wie ein Sämann ausstreute. — Die Komplimente unsers schnellzüngigen Politici sind zum Scandiren abgemessen! sind Wechselbriefe auf Sicht auf Hör, die der König augenblicklich honorirte und bezahlte. Mag immer jener Biederphilosoph behaupten, der Lügner sey keck gegen Gott und furchtsam gegen Menschen, und mag immer mein Magister hinzufügen, daß Herr v. Z. in dieser Bemerkung des Biederphilosophen zum Entsetzen getroffen sey; so weiß ich doch, was ich mich zu den lebhaft empfundenen religiösen Gesinnungen unsers Ritters zu versehen habe. —

Eine politisch-galante Antwort in optimâ formâ findet sich z. B. S. 68, von der man in der That nicht weiß, ob sie im Schimpf oder im Ernst zu verstehen sey.

König. Finden Sie Potsdam seit den funfzehn Jahren, da Sie hier gewesen, sehr verändert? (Hätte der König gefragt: Finden Sie in Potsdam neu angelegte Apotheken; so hätte Herr v. Z. nicht gründlicher antworten können, als wie folget.)

Ich. Zum Erstaunen! Euer Majestät haben in der Zeit eine sehr große Menge neuer Häuser bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Mir ist so, ich sey nicht in Deutschland, sondern in Rom, in Vicenza, in Venedig.

Bei Vicenza ein Nagel und folgende Note. Eine Schmeichelei war dies nicht. Die Schmeichelei hätte sich sehr listig verstecken müssen, (merkt euch dies, ihr Leipziger Magister und auch ihr aus Halle!) wenn sie sich Friedrich dem Großen hätte nähern wollen. Es war vielmehr (hier ist der Schlüssel, den sich kein Kammerherr aller Kammerherren, kein Hofmarschall aller Hofmarschälle zu benutzen schämen darf; hier ist mehr als sie!) das Ge-

gentheil, und das wußte ich sehr wohl: denn ich wußte, daß der König einst einen aus Vicenza, der Vaterstadt des Palladio, gebürtigen jungen Gelehrten, den Abt Michelessi, fragte: hat die Stadt Vicenza noch ein ehrliches Ansehen? Sire, antwortete Michelessi, wir haben über zwanzig Häuser in Vicenza, die alle schöner sind, als der neue Pallast in Sanssouci. — Diese kecke Antwort, setzt Herr v. Z. hinzu, hatte wahrscheinlich der König auch nicht vergessen. — Etwas feineres von Zweideutigkeit, von Schmeichelei wüßte ich nicht von unserm Ritter je gelesen zu haben, es wäre denn die gewandte Vertheidigung, welche er sich zum Andenken in der Berlinschen Monatsschrift in puncto der treflichen Fürstin von Dessau, deretwegen Herr v. Z. einen politischen Zeitungsschreiber agirt hatte — setzte. Wie sticht da der Abt Michelessi ab! Hier ist mehr als Abbé! Feinheit über Feinheit!

Nach diesen Tournieren will ich alles, was ich sonst noch auf meinem Herzen und Gewissen habe, zusammen fassen, und den Herrn v. Z. von der Seite eines großen Lehrers darstellen, sein Bild sodann kurz und gut einpassen, damit es aufgehangen werden könne für die Ewigkeit der Ewigkeiten. —

In dem Worte Lehrer liegt nun aber freilich etwas so Erhabenes, so Göttliches, daß man unter diesem Worte sich einen Wohlthäter, einen Erlöser und Befreier, einen Vorurtheilshelden und Sieger denken kann, und seht! das ist Ritter von Zimmermann. Zwar sollte man glauben, daß er dem Euclides einen Cirkel oder ein Dreieck machen lehre, wenn er dem Könige (S. 65.) beibringt, wie die Kaiserin von Rußland ein Gesetzbuch für Rußlands Adel und ein Gesetzbuch für Rußlands Städte mit ihrer eigenen Hand (soll wohl mit eigenem Kopfe heißen) geschrieben, und ein erstaunendes Werk in ganz philosophischer Absicht, nämlich ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und

Mundarten auch mit ihrer eigenen Hand übernommen, und daß sie einige Lustspiele zur Beschämung der Schwärmerei und des Aberglaubens, voll lachender Satyre, voll Witz und Laune Selbst verfertigt habe; indessen kommt doch hiebei der höchstwichtige, dem lehrbegierigen und zu Gamaliels Füßen sitzenden Friedrich dem II. unbekannte neue Umstand vor, daß unser Ritter diese drei Lustspiele, 1. der Betrüger (Cagliostro), 2. der Verblendete, 3. der sibirische Schaman, aus der Kaiserin Hand zum Geschenk erhalten. — Unser Ritter kam in aller Rücksicht zu spät, des Königs Leibarzt zu seyn, allein wie schön und merkwürdig wußte er den Seelenarzt unterzuschieben, und wie so manches Recept verschrieb er (bis auf die Atheisterey und Deisterey, die ihm als ein unheilbarer kalter Brand vorkam,) das dem Könige troz dem Löwenzahn herrliche Seelendienste erweisen können, wenn er nur gewollt. Es ist freilich wahr, daß leider! viel auf einen Felsen gefallen, wofür aber Herr v. Z. nicht

kann. Ich weiß, ihr aufgeklärten Thoren, daß ihr noch so manchen Einwand aufbewahrt, um zu viel Schatten in das Zimmermannsche Conterfey zu tragen; allein ich weiß auch, wes Geistes Kinder ihr seyd. Nicht wahr, ihr findet es unerklärlich, warum die Abgesandten fremder Mächte in Berlin (S. 142.) diese privilegirte Spionen, kein Geld und keine Künste gesparet, um jede Abänderung in dem Befinden des Königs und zumal jede Verschlimmerung desselben gleich aus der ersten Quelle zu fischen? allein ihr ziehet nicht in Erwägung, was Herr v. Z. bei Gelegenheit der vermeintlichen Krankheit der Kaiserin sagte: (S. 64.) Ew. Majestät wissen am besten, wie unzuverläßig in solchen Fällen, oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind; — oder glaubt ihr, daß nach Lage der Sachen der Tod des Königs bei seinen Zufällen von den privilegirten Spionen ohne Kosten zu berechnen gewesen; so kennt ihr den Löwenzahn nicht. Wundert ihr euch aber,

daß Herr v. Z. auch außer dem medicinischen Fach ein magnus Apollo, ein großer Lehrer sey; so liegt ihr mit König Friedrich dem Zweiten an dem unverzeihlichen Wahn krank darnieder, daß nämlich Herr v. Z., wenn er mit regierenden Häuptern korrespondirt, blos wegen ihrer Gesundheit um Rath gefragt wird. Lernt, ich bitt' euch, lernt, daß ein Mann wie Z. mit der Kaiserin von Rußland nicht als Monsieur le Médecin korrespondirt. Litteratur, Menschenliebe und Philosophie, sind der Inhalt der Briefe, womit die Kaiserin ihn beehret. Große erhabene Frau! die Welt glaubte und glaubt noch, du habest in diesen Materien keines Korrespondenten nöthig, da dein edles Herz mit deinem großen Geiste über diese Gegenstände in beständiger Korrespondenz stehet! Mein Magister bemerkt, das was Herr v. Z. der Kaiserin nachtrüge, könne doch rein wahr seyn, denn der Ocean verschmähe auch selbst eine Pfütze nicht, die ihm ihr Tröpflein Wasser aufdringt. —

Denen Gesandten fremder Mächte würde man es denn nun endlich doch noch vergeben, daß sie die Verschlimmerung des Königs am liebsten aus der ersten Quelle zu fischen gewünscht, oder zu wünschen Ursache gehabt hätten; allein wer sollte wohl denken, daß man Leuten aus höhern Ständen in Berlin!!! die Friedrich dem Großen alles zu verdanken hatten, blas um die Nase werden sah, (S. 231.) wenn sie nur etwa hörten, der König habe gut geschlafen, oder wenn sie vollends befürchteten, die Motten mögten in ihre längst gekaufte Trauerkleider kommen! Natürlich empörte dieses Kopf und Herz des Herrn v. Z., der nun freilich mit keinem Fuß in Berlin war, der indessen doch aus sicherer Hand seiner selbst eigenen Herren Gesandten und Spions diese Nachricht vom Blaswerden, nämlich um die Nase, und von der Furcht, daß nicht Motten in die Trauerkleider kommen mögten, erhielt, obgleich er doch in Potsdam (S. 231.) einige Beispiele von der Möglichkeit des

edelsten Benehmens in dieser äußerst delikaten Lage sah. Unser einem kommt diese Lage nicht delikat und sublim vor, da das Gegentheil geradezu ein Bubenstück ist; indessen, wer kennt auch so aus der ersten Hand, als ein Freund der Oberhofmarschälle, die Art der Hofleute, *ames eunuques*, (S. 232.) die bei solchen Veranlassungen mehrentheils in Verwirrung kommen. Die beständige Furcht in dem einen Falle, entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern, gar nicht in den Sattel zu kommen, macht solche Menschen doppelzüngig und oft zu wahren Verräthern. Sie verdrängt in Köpfen und Herzen, die nicht so groß und so gut sind als ihr Adel, alle Rechtschaffenheit und alle wahre Größe der Seele, alle Festigkeit in Denkart und Gesinnungen. Hofluft ist immer ein wenig pestilentialisch. (Der Würgengel geht indessen den, der seinen medicinisch-politischen Essig bei sich hat, wie es sich von selbst versteht, vorüber, oder macht mit

ihm Brüderschaft.) Da werden die stärksten Köpfe schlaff und schwach, da schwindet oft der edelste Hochsinn, und jede anderswo geprüfte Kraft; da verwandelt sich kriegerischer Muth in politische Weisheit, die größte Entschlossenheit in weibische Zweifel; da wird die Mannheit entmannt; da spricht der verworfenste Bösewicht von Redlichkeit, von Treue, von Ehre; da lügt jeder Tropf, jeder Wurm und jede Gans, (nicht von der großen guten Familie der berühmten Gänse, die das Kapitol retteten, denn diese Familie soll ausgegangen seyn,) Gefühle die sie nicht haben, weil solche Familien keines haben, als für ihr Interesse. —' Eine Stelle, die einer Kapitol-Gans würdig wäre, voll Hochsinn und Hochkraft! —

Oeffentliche Blätter bemerkten dagegen, daß als die Nachricht von dem Tode Friedrich des Zweiten nach Berlin kam, eine allgemeine Stille sich dieser Königsstadt bemächtigte. Es war eine erschreckliche Feyerstunde! Ist Feuer? frag-

fragten die, so diesen großen Todesfall noch nicht wußten. Ach, hieß es, es ist ein großes Feuer ausgegangen! So empfand Berlin und so empfand jeder Patriot in den preußischen Staaten, so empfand jeder Mensch; denn wahrlich ein König der Menschen war dahin! Wie verschieden von jenem Hofbilde, welches uns v. Z. schildert, wie gar anders als jener schleichende, heuchlerische, süßliche, ränkevolle Hofwurm, (S. 233.) (der bei Leibe und bei Seele nicht etwa Herr v. Z. selbst ist, sondern den vielmehr Herr v. Z. zu schneiden rühmlichst beabsichtiget!) —

Ob nun gleich unser große Hofwurmschneider von Zimmermann (S. 234.) um Gotteswillen bittet, von diesem unedlen Hofgefühl nicht auf das Nationalgefühl (wo, und wie hat denn unser nationalstolze Zimmermann das preußische Volk über diesen Punkt zu erforschen Gelegenheit gehabt?) zu schließen, indem unter dem Gewicht der allgemeinen Traurigkeit das Gefühl von allen kleinen Beschwer-

den verschwand, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete; so sollte man doch fast behaupten, es sey ein Wurmstich, wenn Herr v. Z. behauptet, daß die Nation (S. 235.) sich erst selbst vergessen müssen, um sich dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübsinns zu überlassen. Unser Ritter vergaß sich sicher in dieser Stelle nicht, denn man muß wissen, daß Herr v. Z. kein Gemüthsfreund von Berlin und Potsdam sey, und in Beziehung seiner jetzigen religiösen Gesinnungen auch nicht seyn könne, und so wird denn auch jeder Berliner und Potsdammer, der Spaß versteht, ihm freilich diesen kleinen Zug eines heimlichen Unwillens verzeihen, und man sage selbst, wenn man die Aufklärungskrankheit in Erwägung zieht, mit welcher diese Königsstadt übel geplagt ist, ob es einem königlichen großbrittannischen Leib- und königlichen preussischen Seelenarzt, wie unser v. Z. ist, zu verdenken sey, daß, da er durch kein Kraut und Pflaster die preußische Aufklärung heilen konnte,

er wenigstens über Berlin und Potsdam in ein erbärmliches Wehe! ausbricht? Große Betrübniß macht stark und hart, sanfte Traurigkeit verzärtelt und erweicht. Ach! daß Berlin und Potsdam bedächten, auch noch zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dienet! Wer Ohren zu hören hat, der höre! Wie unendlich besser wäre Köhlerglaube und jene Unwissenheit, die so ausnehmend gutherzig ist, daß Priester mit ihren Gläubigen machen können, was nur das Zeug hält! — Man strauchelt, man fällt, nicht weil man nicht weiß, sondern weil man wissen will, oder weil man zu viel weiß. Da entsteht denn unter unsern selbsteigenen Gedanken gar oft und viel eine Katzbalgerei und Zweifelsucht, und wenn noch die Gedanken anderer mit den werthen unsrigen zusammenstoßen: so kommts unter diesen Wechselbälgen gar zu Mord und Todtschlag und zu jener Trostlosigkeit, nach welcher man des schrecklichen Dafürhaltens ist: daß die Tugend durchaus eine Schwäche der Natur und eine

Stärke des Willens erfordere; daß man gut werde, indem man Gutes thue; daß nicht der Beifall eines Hofmarschalls, sondern unsere eigene innere Werthschätzung uns ein Zeugniß ausstellen könne, das im Leben und Sterben gilt; daß alles Verdienst, das außer uns ist, unserm Werth keinen Zuwachs geben könne, und daß, wenn selbst die allgemeine Meinung uns heilig spreche, und wir mit Ehrenzeichen bestirnt wären, und vor dem Händeklatschen unserer Zeitgenossen kaum unser eigen Wort hören könnten, wir doch nichts, rein nichts gewinnen würden, wenn wir uns nicht selbst in unserm Kämmerlein bei verschlossenen Thüren werthschätzen könnten. O! des schlüpfrigen Weges zum Verderben, zu welchem diese Grundsätze leiten, nach denen man wohl gar auf den Gedanken fallen könnte, daß selbst drei und dreißig Unterredungen mit König Friedrich dem Zweiten unserer Größe keine Elle zuzusetzen im Stande wären! —

Mit theilnehmender Herzensbeklemmung komm' ich nach diesen Irrlehren zu den so wohlgemeinten von Zimmermannschen Wegweisern über Aufklärung, und wie sehr wünscht' ich, daß meine Worte hier Hämmer würden, um Felsenherzen zu splittern! Denn es giebt nun einmal Leute, die bis an den Hals in die irrige Meinung versunken sind, daß Aufklärung nichts kleineres als die Verbesserung des Verstandes und die Veredlung des Willens beabsichtige, und daß der Stifter der christlichen Religion keine andere Absicht als Aufklärung gehabt, die sich nicht mit dem Begriffe verträgt, daß man durch gottesdienstliche Handlungen, durch Tempeldienst und Aeußerlichkeiten das göttliche Wesen und den Lehrer, den es uns zugegeben, das Gewissen befriedigen oder hintergehen könne, sondern Gott im Geist und in der Wahrheit verehrt werden müsse. Sogar erdreisten sich diese Indifferentisten, zu behaupten: daß Religiosität in Lust und Liebe zu guten Handlungen bestehe; daß kein Weg zum Willen

zu kommen sey, als der des Verstandes, daß Glauben nicht abgezwungen und abgedrungen werden könne, sondern das Nettoprovenüe sey, das man aus der Wahrscheinlichkeit zieht: und daß, wenn im Ganzen das Gute, die Pluralität und das Uebergewicht erreicht wäre, das Reich Gottes vorhanden seyn würde. Es gehen diese Naturalisten wohl noch weiter und behaupten, daß wenn man die vergangene Zeit mit der gegenwärtigen zähle, wiege und messe, die Gegenwärtigkeit in Absicht des Guten die Vergangenheit übertreffen würde: daß ein tugendhafter Wandel vor Gott und seinem Gewissen das Ziel des Christenthums sey: und daß diejenigen den Stifter desselben, wenn er noch unter uns wandelte, aufs Blut verfolgen würden, welche sich jetzt zu seiner Ehre zu brüsten scheinen: daß alles, was ein Gegenstand des Denkens ist und werden könne, nicht heidnisch blind angenommen, sondern christlich sehend geprüft werden müsse: daß Denkfreiheit und ihr Schooskind, die dreiste Presse, alles von Schlacken reinige,

und das ächte Gold herausbringe. Weg mit euch, ihr kleine Philosophen, ihr kleine Hochsinnige, ihr alte Berlinsche und Potsdamsche Aufklärer, und ihr viele andere nagelneue, ihr Illuminaten und Illuminaten-Genossen, ihr Niedersachsen und wer ihr alle seyd, weg mit euch! wenn ihr behauptet: Gott sehe auf das, was in eurem Innersten vorgeht; Christus habe wider nichts so sehr als die Heucheley geeifert, und der, welcher sage, was er denkt, sey unendlich dem Heuchler vorzuziehen, der andere und sogar sich selbst zu hintergehen sich unendliche Mühe giebt. Wißt! das Wesentliche von den Schlacken des Zufälligen reinigen, heißt das Kind mit dem Baade ausgiessen, und ohne die Behauptung, daß man nichts wisse und nichts könne, welche Behauptung nicht eine natürliche Ab- sondern Zuneigung zu allen Bestrebungen Gutes zu thun erreget, ist man kein Christ und kann keiner seyn. Wißt! wenn man glaubt und in Potsdam an dem Hügel

betet; so kann man den Hottinger einen Schulmeister und Husarenlieutenant nennen, die Rechte der Gastfreiheit an Doctor Obereit schändlich entheiligen, und dem Commissionsrath Ettinger wie einem Meuchelmörder begegnen, weil sein Commis einen Doctor (o des Bubenstücks!) einen Professor gescholten. Seht, das sind Vortheile der Gläubigen, die auffallend sind, und wie breit ist der Weg, der zu diesem Leben führt, und der daher auch von so vielen gewandelt wird. Denn ausserdem, daß ihr euren Rosenkranz vom Glauben betet, dürft ihr nur, zum Nachtheil der Aufklärung, den Leuten frommen Sand in die Augen streuen, brave Männer beschänden und belästern; thut nichts zur Sache, obs wahr oder falsch, obs links oder rechts sey! Durch diesen Hocus-pocus verwandelt sich eure Unwissenheit in Hochsinn, Hochverstand und Hochgefühl, eure Ungezogenheit und Plumpheit in Eifer für des Herrn Haus. — Wollt ihr schwarz auf weiß? kommt und nehmts zu Herzen. (S. 237.) Der König

wollte, daß man denke, aber er verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen, wo ein edler Mensch keinen Zaum leidet. Er predigte Freiheit und alles artete in Ungebundenheit aus, bei Hofleuten, Großen und Bürgern, in Denkart, in Sitten und im Glauben, dessen sich Friedrich der Große nie bemächtigen wollte. (Sollte ers denn etwa? sollte er denn nicht bloß über die Handlungen, sondern auch über den Verstand seiner Unterthanen befehlen? hierdurch würde er sich selbst und seinem Volke sehr im Lichte gestanden haben.) Unchristenthum ward Mode und Deismus guter Ton. Eine bescheidene Freiheit wollte der König; die Aufklärer des Glaubens und der Sitten trieben alles bis zur zügellosen Frechheit; Aufklärung ward in Berlin, was neuerlich Patriotismus in Holland. (etwas Neues vom Jahre!) Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang; die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gat-

tinnen liessen sich jene am hellen Morgen ein Paar Freudenmädchen ins Haus holen, eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein oder für einen Groschen Schnupftoback holt. (S. 238.) Die Weiber krönten denn ihre Männer nicht etwa nur aus Lust und Liebe der Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über das Licht der allgemeinen Berlinschen Aufklärung. Viele sonst übrigens sehr ehrbare und sehr gutherzige Damen, machten ihre Männer zu Hahnreien, weil sie Deistinnen, das ist, Damen von großer Aufklärung waren. (Wer hätte das gedacht!) Ehescheidungen, Weibertausch wurden aber so gewöhnlich in Berlin, als in den verderbtesten Zeiten des alten Roms. Die aufgeklärtesten Weltleute erlaubten sich zuweilen nackte Tänze. (die ärger als Herodes-Tänze sind. Hatten die Tänzerinnen nicht etwa nebulas, zu deutsch Nebel, umgeworfen?) Kostbare, unerhörte und vielleicht anderswo beneidete Anstalten er-

richtete man für alte, fette und wohlgenährte Damen von Aufklärung. — (Ein Räthsel für mich.) Auf Dorfkanzeln sogar krähte man den Deismus aus. Da traten junge geistliche Herren auf, mit den Brodsamen, die sie als Hauslehrer von ihres gnädigen Herrn Tische in Berlin aufgefangen. Sie verlachten das Consistorium, schmissen mit Mantel und Kragen allen Priestertand weg, und predigten im Zopfe, freilich nicht wie Capuziner, aber so ohngefähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie deistische Korporale. So wurden die Städte, und auch allmählig das Land, aufgekläret. Aber nirgends ging die Aufklärung, vermuthlich aus Hoffnung zum Avancement, so weit, wie in Potsdam. Da waren die deistischen Grundsätze so allgemein und die Aufklärung so groß, daß in Potsdam allein, wie dem Herrn v. Z. Officiere aus der Suite des Königs versichert haben, (S. 241) in den letzten 10 Jahren 300 Menschen sich selbst ermordeten. Zwar wenn man einigen

ehrlichen Leuten glauben will; so kommt bei diesem Soldatenselbstmorden nicht der Deismus, sondern der Stock der Vorgesetzten einzig und allein in Anschlag, und da nun doch die Subordination die Seele des Dienstes bleibt, so mußte selbst der menschenfreundliche König Friedrich der Zweite diesem Moloch manches Menschenopfer gestatten; allein jene ehrlichen Leute liegen an Jesuitenriecherei und an Deismusepidemie krank, denn gleichwie der Löwenzahn ein Löwenzahn ist, also sollen wir auch in einem orthodoxen Leben wandeln. Unser Controversprediger v. Z., werth des unsterblichen Eichenlaubs, schließt mit seinem Hauptschlüssel oder Dietrich „Deismus" alle Schand' und Laster auf, so daß es glaublich wird, Cain selbst sey der erste Deist gewesen, und habe den orthodoxen Abel aus bloßem kalten Deismus todtgeschlagen! Alle Königs-Väter und Bruder-Mörder waren Deisten, wenn gleich die dummdreiste Bigotterie lichterloh aus ihrem Frevel hervorstrahlt: alle vergiftete Hostien,

mittelst deren Könige und andere brave Leute auf Extrapost gen Himmel reiseten, waren kurz und gut — deistische Hostien! — Fiel es indessen unserm großen Ueberritter nicht ein, daß diese 300 Menschen, die sich in den letzten zehn Jahren in Potsdam allein, ermordeten, nicht etwa ungeheurathet gewesen? wenigstens (S. 258.) haben wir doch dem Hausmittel der heiligen Ehe allein zu danken, daß unser undeistische Ritter dem Selbststrick entging! O! der Barbarei der Aufklärung! Gegen diesem Greuel ist die Rotte zu Korah, Dathan und Abiram eine Akademie der Wissenschaften, und eine Mördergrube à la Cartouche, ein Hörsaal der Moral. Wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, seine Kleider aus Berlin und Potsdam zu holen! Wehe aber den Schwangern und Säugern zu der Zeit, weil sie sich bei ihrer Flucht nicht entlasten können! Ach und wehe über sie! — Doch wer da? Trügt mich alles, oder ists unser Ritter selbst, der all' dieser Greuel unerachtet, wie die Kinder Israel nach Egyptens

Fleischtöpfen lüstern ist. Er ist's selbst, der (S. 140.) Potsdam das geliebte, ihm in so tiefen Andenken auch jetzt noch immerdar gestellte, immer noch vor seinen Augen schwebende Potsdam nennt, und von Berlin (S. 142.) versichert, daß es ihm eine unvergeßlich liebe Stadt sey. Er ists selbst, der (S. 295.) schreibt: ich verließ die Stadt Berlin, wo ich das höchste Maas von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe unter Menschen von allen Ständen gefunden hatte. — Wer zittert nicht für unsern Ritter, daß es ihm kein Haar besser mit Berlin und Potsdam, wie Lots Weibe mit Sodom und Gomorra, gehen werde! — Es war gewiß der gefährlichste Mörder, der sich zu Cäsars Füßen warf, um ihn desto sicherer zu erwürgen; sollte unser Ritter etwa zum Scherz ihm diese Rolle nachspielen wollen? — Wie ich dieser Widersprüche Menge in Rahmen setzen würde? frägt mein Vetter. Wer sie fassen

kann, setzt er hinzu, der fasse sie! Ihm geht seine Kunst wie ein Licht aus, das der Zugwind verhaucht; und eben so unerklärlich ist ihm die Stelle (S. 244.) Der König, der in Absicht der Religion (In der Religion? das heißt doch, in der Art, Gott zu verehren? Ist nicht, wer recht thut, Gott angenehm?) keine Regel, keine Vorschrift, keine Schranken hatte, denn man weiß, wie er über Religion dachte, hatte (S. 242.) an diesem Berlin- und Potsdamschen Unfug keine Schuld, denn was seine Unterthanen durchaus wollten, und was er nicht ändern konnte, das ließ er gehen. Widerspruch über Widerspruch! ruft mein Vetter, der mehrgedachte Leipziger Magister, und freut sich drob, weil er des partheiischen Magister-Dafürhaltens ist, daß der Heuchler, wie er sich fast zu aufrichtig ausdrückt, wenn gleich er tausend mal tausend den Ton der Tugend annimmt und sie noch so gut und mit Beifall agirt, nicht nur keinen zur Tugend bringen, sondern auch selbst nur vom

Heuchler aufs Plaudite! Anspruch machen könne, indem er, ehe ers sich versieht, wie der leidige Satanas den Pferdefuß zeigt, wenn ihm gleich ein langer rother Mantel von den Schultern bis auf die Schuhe hängen und eine Alongen-Perrüke mit vielen Knoten sein Haupt zieren sollte, — das gerade Gegentheil vom Zopf. — So mein Vetter: — allein, wenn man erwägt, daß unser Ritter Berlin und Potsdam wegen der wenigen Gerechten lieben könne, daß Bedauren und Lieben, Brüder und Schwestern sind; so kann man es so arg nicht nehmen, als mein Vetter der Magister, der überhaupt in dieser Schrift so manches anders genommen hat, als ich, obgleich er am Ende doch auch die Hand auf den Mund legen und erröthend verstummen muß, wie unser galante v. Z. bei der Quitung über die tausend Reichsthaler. (S. 137) Auch ist und bleibt es doch immer ein gewaltiger Unterschied, wenn Cain seinen Bruder Abel erschlägt, und Herr v. Z. den Doctor Obereit durch eine Keilschrift entseelt. Wenn der Pharisäer

risäer an den Altar sich stellt und wenn unser Ritter am Obelisk betet; wenn der Zöllner gerechtfertigt in sein Haus geht für jenen, und der Husarenlieutenant Hottinger, als Geßners Freund, und als ein Mann, der keinen Geßner zur Empfehlung braucht, um geachtet zu werden, auch am Ende bleibt, wer er ist! — — — Da man endlich alles aus den Früchten erkennen soll; so sage man was man will, es ist und bleibt doch schön und merkwürdig, daß unser Ritter, durch Gebet gestärkt, mit seinem Löwenzahn zum Lämmlein Friedrich dem Zweiten geht, das ihm aus der Hand aß. — Alexander der Große hätte sich das nicht rühmen können, wenn er seinem Seitenverwandten Friedrich dem Zweiten einen Besuch gemacht hätte. —

Mein lieber Herr Vetter, dem ich übrigens für seine Subsidien höflichen Dank erstatte, ist zwar leider! mit meinen Rechtfertigungen, so wie an verschiedenen andern Orten, so auch hier, nicht ganz zufrieden, und wird keck genug, unserm Ritter in Wiederholungen nichts nach-

geben zu wollen, indem er die Sache des Commissionsraths Ettinger mir hier wieder ins Gewissen schieben will. Wenn es noch der Doctor Zimmermann an der Vogelberger Gränze wäre, (sagt mein Vetter der Magister) der nach dem Journal von und für Deutschland, 5. Jahrgang, 1788. 2tes Stück, n. XXVIII. S. 206. ruhig und wohlgemuth als Urinprophet und Baurendoctor sich bläset und auf seine sieben Sachen stolzirt; so hätte doch noch unser Ritter, der das Brunnenwasser in Pyrmont besieht, und nicht, wie jener, Cremor tartari und Semesblätter, sondern Löwenzahn verschreibt, sich räuspern können; jetzt aber da es einen Zimmermann betrifft, der keinen andern Fehler besitzt, als daß er nicht seit gestern sich ein von zu seinem Namen gesetzt und ein Ritter ist; so sollte man schier glauben, es habe unserm Ritter ein böser Genius die Verstandskarten vertauscht: doch muß man Licht und Schatten untersuchen, um sonnenklar und nicht dunkel zu finden, daß Ritter von Zimmermann nicht über

einen andern Zimmermann, er wohne nun in Braunschweig als braver Professor, oder an der Vogelberger Gränze im Dörflein G. als Wasser-Doctor, sondern über einen Buchhändler in gerechten Eifer gediehen, wohlwissend, daß diese saubere Handlanger am Wort und an der Lehre sich honorarienkeck über den Schriftsteller wegsetzen: — und da ist denn, Urbanität hin Urbanität her, nicht viel Federlesens mit solchen Verlegern zu machen; wenigstens sollte Gott den meinigen trösten, wenn er sich einfallen liesse, mir einen Brief, den er etwa an den Orgelbauer Quitenbaum gestellt hätte, an mich, den Bildschnitzer Quitenbaum, zu adressiren! Ich hoffe, Sr. Edlen werden Mores verstehn. —

Nach diesen Anklagen und Exceptionen, Repliken und Dupliken, hoffe ich meinen Ritter um so mehr schußfrei gestellt zu haben; als in puncto puncti der Aufklärung, der Sucher und Finder nicht alles was er fand, sogleich der Welt bekannt machen kann, im Fall er sich

nämlich überzeugt hat, daß die von ihm entdeckten Sätze, Sätze als Gegner haben, die bis jetzt den Menschen wirklich wohlthätig gewesen, oder dafür angenommen worden. Mein Vetter, als Helfer, der, wo er nur das Wörtlein Aufklärung wittert, redseelig wird, verlangt den Zusatz, daß es Seelenmord sey, der Forschbegierde Schranken zu setzen, und das Interesse der Menschheit und ihre heiligen Rechte gegen die Befürchtung von Schädlichkeit für den schwachen Bruder, aufzugeben. Auch behauptet er, daß das Wort Aufklärung das Unglück gehabt, Kinderspott zu werden, wenn nämlich dem Zuwachs an nützlicher Erkenntniß, so wie jeder Aufforderung zum eigenen Nachdenken über Gegenstände, die allgemeines Menschenwohl betreffen, der ehrwürdige Name Aufklärung eignet und gebührt, welcher sonach entgegen zu arbeiten, eine Sünde wider den heiligen Geist genannt zu werden verdiene, und die am wenigsten mit einem: Kahlkopf komm! herausgelockt werden sollte. Doch gelten

Worte wie Münzen; — und es giebt auch Münzen von Papier, — die, wenns an Thalern gebricht, herrliche Dienste der Liebe und der Noth erweisen. — —

Wenn ich nicht befürchten müßte, meine Leser zu sehr von der komischen Schrift unsers Ritters von der lustigen Gestalt abzuleiten; so würde auch ich, troß meinem Vetter, mich gar zu gerne noch über die Aufklärung, die nun so eigentlich zur Farce keinen Stoff abwirft, auslassen; — warum aber eine Gelegenheit zum Lachen länger aussetzen, da das Lachen ein so herrliches Specificum ist, und mehr Leute, als das Weinen und Heulen, curirt hat? Wohlan denn wieder zu den Füßen unsers großen Lehrers, des komischen Gamaliels, der in die Note (S. 238.) so viel Hochkraft legt, daß die Herren Franzosen, Holländer, Engländer und Spanier schon ihrentwegen allein deutsch lernen sollten, wenn auch das Buch unsers Ritters über die Einsamkeit nicht in der deutschen Welt wäre: denn vor allen Din-

gen läßt unser Ritter Ehre dem Ehre gebührt, und sonach den vormaligen Damen in Paris einen Aufklärungsvorzug vor den jetzigen Berlinern, obgleich ihre Aufklärung aus gleichen Beweggründen entstand. Vom Deismus zur Atheisterey ist unserm Ritter nur ein Schritt; allein da scheint ihm wirklich seine Reisekarte ungetreu zu seyn, indem die Erfahrung gelehrt hat und noch lehrt, daß von verstandsunverdaulichen Religionslehren der Weg zum Atheismus führe, und viele sind in catholischen Staaten, die ihn finden. Eine dergleichen Atheistin hat 200 Pariser Gelehrten jährlich zum Beweise i h r e r A u f k l ä r u n g ein Paar schwarze sammetne Hosen geschenkt. Allein sie ließ es bei diesen schwarzen sammetnen Hosen nicht bewenden, sondern that noch mehr als das, denn sie bewies ihre große Aufklärung durch ihre Soupe'es, und gab jede Woche eins den Künsten, eins dem Witze und eins für Atheisten, (die können also doch Gottlob! nach der Ritterlogik unsers Schriftstellers weder kunst-

erfahren noch witzig seyn, so daß die Bildschnitzerei zu meinem Trost immer und ewig vor Atheismus gedeckt ist.) — Ausser dem ausserordentlich schönen und merkwürdigen Umstande, daß nach dem Tode dieser Atheistin die französische Litteratur in einen Zustand von Nacktheit gefallen; (eine Litteratur ohne schwarze sammetne Hosen!) giebt unser freigebige Ritter noch eine Geschichte zum Besten, der diese ganze scheckige Note wohl ihre Existenz zu verdanken zu haben scheint; (unsers Ritters Pegasus ist überhaugt ein Schecke, und wie es am Tage ist, ein stolzes Thier!) und diese Geschichte selbst, (S. 239.) hier ist sie, zu reden mit unserm Ritter, mit Haut und Haar.

Eine sehr verbuhlte Dame aus der Familie der in Deutschland nur zu beliebten Frau von Warens, sagte einst zu einem Schweizer von der Bekanntschaft des Herrn von Z., einem jungen und sehr schönen Officier: Es ist kein Gott. Madame, erwiederte dieser: Sie haben zwei oder drei Liebhaber, aber

daraus fließt noch nicht, es sey kein Gott, denn haben Sie auch wechselsweise immer einen von diesen Herren bey sich im Bette; so beweiset das, wenigstens mir, nichts gegen das Daseyn Gottes. Wer hier nicht einsieht, daß eine solche Geschichte nicht eine, sondern zehn Noten und wohl gar ein ganzes Ueber verdiene, und daß es (salvo meliori) eine extrafeine Bescheidenheit unsers Ritters sey, uns nur mit einer Note abkommen zu lassen; der ist nicht werth, daß ihn Zimmermann kurirt! — Nach der Note, welche unser Ritter (S. 241.) verschreibt, giebt es zum Exempel kleine Philosophen nach gerade in mancher kleinen deutschen Stadt, die fast nichts als unsere Journäle und Zeitungen lesen, und denn doch ihr Lichtlein herumtragen in alle Gesellschaften. Solcher kleiner Hochsinn gründet sich zum Exempel in Niedersachsen immer auf Mode, oder alles was da Mode zu werden beginnt. Keiner dieser halb gebildeten jungen Herren will das seyn, wozu

ihn die Natur und sein Amt gemacht hat, (ein Doctor medicinæ zum Exempel will einen Staatsmann vorstellen, welches doch nur einem Hofrath, einem Leibarzt, einem Ritter von gebühret) sondern immer das, wozu ihn die Mode verleitet. — Als Freimäurerei und dreifache Dreieinigkeit unter uns Mode gewesen ist, wurden sie alle Freimäurer, und jetzt, da Aufklärung, (das ist, verbessert seynsollende Freimaurerei, oder das Illuminaten-Wesen,) endlich auch in Niedersachsen zu grassiren anfängt, sind alle unsere Knaben — Aufklärer. Eine notenwerthe Bemerkung! die aufgeklärteste Aufklärung über die Aufklärung! Was war in der Welt, das solche schädliche Wirkungen hervorbrachte, als die graßirende Pest der Aufklärung? Heillose! konntest du nicht lieber in alte Damen fahren, die jenen gleich sind, welche in Hannover (S. 260.) mit George dem Zweiten Caffee getrunken hatten, und Aerzte für Knechte hielten, oder in jene

(S. 261.) wüthige Feinde, die das Verdienst nicht kennen, oder in jene immer mehr zur Wuth gereizte Damen, deren unaufhaltsame geschwätzige Unwissenheit, Jahre hindurch, wie ein Feuerstrom vom Vesuv über den armen Fremdling von Zimmermann sich ergoß, weil sein Gegner ein sehr schöner und sehr robuster Mann war? Weit eher schickst du dich zu jener fürchterlichen Wind- und Weiber-epidemie in Hannover, da du selbst lichterloh Epidemie bist: auch würdest du dort eher zu heben seyn, da dein Arzt mit seinen Löwenexperimenten dir so nahe ist.

Noch ein Wort der Belehrung; bei Gelegenheit, daß eine gnädige Gräfin sich ein Recept zu dem köstlichen Räucherpulver ausbat, das unser Opferpriester dem Könige verschrieben hatte. (Meint die gnädige Gräfin nicht vielleicht gar die köstliche Schmeicheleien, die unser Ritter den König riechen ließ?) Man sieht hieraus, setzt unser Ritter (S. 92.) hinzu, wie keine Sache, so klein sie auch immer

seyn mag, um einen König herum vorgehe, die man nicht (obgleich immer falsch) wieder erzählt. Immer falsch? Ein schlechter Trost für die gläubigen Leser des gegenwärtigen Zimmermannschen Werks, das man ein Ueber und Ueber nennen könnte. Auch versichert unser Lehrer l. c. daß die Gesandten alles an ihre Höfe berichten müßten, was sie sehen, hören und riechen, (Ueberhaupt scheint unser Ritter den Sinn des Geruchs sehr excolirt zu haben, daher die Erfindung des Worts Jesuitenriecherei! Was er nicht alles riecht!) und daß sie ihre Kabinetsgeheimnisse aus der dritten! vierten! fünften! und sechsten! Hand (warum nicht auch siebenten?) schöpfen, (aus der Hand schöpfen? Noch nicht genug!) und vorzüglich immer aus dem bekannten Kanal — der Weiber. — Ausser den wichtigen Wahrheiten, die unser Lehrer hier vergießt, welch ein schönes Deutsch! als wenn man den Schuster-Meister Thomas, den Lehrer unsers Lehrers, leibhaftig sprechen hörte, dessen Pech un-

ser Ritter oft angegriffen zu haben scheint, um seine gegenwärtige Schrift damit zu besudeln oder wohlriechend zu machen. So kommen einem oft Reime in die Hand, man weiß nicht wie.

Unter allen Belehrungen unsers Ritters ist denn nun wohl aber ohne allen Streit jene die vorzüglichste, wodurch wir, wenn ich so sagen darf, in einem Augenblick aus der ägyptischen Stockfinsterniß zum hohen Mittage des Lichts und der Klarheit gelangen. Es werde Licht! und es ward Licht. Wenn doch die After-Aufklärer so aufklären könnten, als unser Ritter von der hellen Sonne; ich stehe dafür, dieses geschwächte Wort würde zu Schutz und Trutz wieder unter die Haube kommen. Zuerst das Factum. Herr v. Z. belehrte vor allem den großen Friedrich den Zweiten, und zunächst einen jeden, der sich berufen und erleuchten lassen will, (S. 86.) daß ein Schwärmer aus Berlin nach Hannover gekommen, in alle Weiber verliebt gewesen, für geheime Obern ge-

worden, gegen alle Schwärmer geeifert, und doch selbst der größte von allen gewesen. Nach der Beschreibung dieses Menschen, der die Augen verdreht, blaß und roth geworden, in dem Hause des Herrn v. Z. so jämmerlich grimaßiret und gesticuliret, daß unser Ritter mit dem Glauben befallen werden können, unter allen seinen Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Oefen und Betten, unter dem Dache, im Keller und unter dem Feuerheerde in der Küche — (wie unvermerkt Herr v. Z. dem großen Könige sein Hausinventarium insinuiret?) steckten Jesuiten! Dieser Schwärmer bat den Herrn v. Z. um Gotteswillen, und wenn er unendlichem Mord und Todtschlag vorbeugen wollte, doch eiligst an die Kaiserin von Rußland zu schreiben, um sie vor diesem, allenthalben im Finstern schleichenden, Jesuitischen Nattergezüchte zu warnen. Quot verba tot pondera! wird Friedrich der Zweite, besonders bei den Schränken, Büreaux, Commoden, Ti-

schen, Stühlen, Oefen und Betten gedacht haben; und wir sollen noch mehr dieser güldenen Worte in einer silbernen Schaale empfahen. Bei einem Aufwande, der nur selten wiederkommt, kann und muß man glänzender und prächtiger als gewöhnlich seyn. —

Jesuitenriecherey, fährt Herr v. Z. fort, (S. 87.) oder Argwohn einer unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben, unsichtbar wie die Pest im Finstern schleichenden Allmacht; der Argwohn eines jetzt mehr als jemals großen Kitzels zur Verbreitung des Catholicismus; der Argwohn einer vorzüglich jetzt unwiderstehlichen Begierde zum Anlocken protestantischer Fürsten unter die reizende Schürze! der römischen Kirche; — dies alles ist die Erfindung eines Herrn Leuchsenring. Dieser Herr Leuchsenring ist ein sehr gelehrter, sehr welterfahrner, und in alle Weiber sehr verliebter Mann. Er fand daher allenthalben bei Gelehrten, und zumalen (ein nicht alltägliches

zumalen) bei Weltdamen Eingang. Seine Erfindung, wie er dem Herrn v. Z. selbst versichert hat, brachte er zuerst nach Berlin, und war glücklich oder unglücklich genug, dort verschiedene vortreffliche Köpfe davon zu überzeugen. Mit scharfsinniger und witziger Ausstaffirung kam die Hypothese nach Göttingen, Gotha, Weimar und Jena, auch wieder auf die Toilette mancher Dame, und zu manchem Schriftsteller und Recensenten in sein Mauseloch! Nun ward die Fackel des Mistrauens, des Argwohns, des Religionshasses, der Zwietracht und der Intoleranz über Deutschland geschwungen. Jesuitenriecherei ward Mode, und fuhr schnell wie der Blitz wieder zwischen die Weiber! (ja Weiber!) Gelehrte und Weiber (was unser Ritter zusammenfügt!) gingen nun in Schaaren auf die Jesuiten-Jagd. Nicht in Wien, — sondern durch diese von scharfen und modischen Nasen nun allgemein geübte Jesuitenriecherei, entstand die vermes-

ſene und ſchändliche Lüge: der Prinz Fr. Ludwig Carl von Preußen, zweiter Sohn des Königs, ſey bei der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorſchlag gebracht! Aus dieſer Jeſuitenriecherei entſtand die Mähre, der König in Schweden ſey catholiſch. Aus dieſer Jeſuitenriecherei entſtand die ſchändliche Lüge, man wolle den Erbprinzen von Weimar in der catholiſchen Religion erziehn! Aus dieſer Jeſuitenriecherei entſtand die alberne Sage, der Fürſt von Deſſau ſey ein großer Beförderer der Catholicität! Aus dieſer Jeſuitenriecherei entſtand der ſtockdumme und allenthalben durch ganz Deutſchland verbreitete Schnickſchnack: die Fürſtin von Deſſau, eine gebohrne Prinzeſſin von Brandenburg, die mit ganzem Herzen und allen Kräften ihrer erhabenen Seele die reformirte Religion bekennet, habe in Zürich, unter Lavaters Leitung, die catholiſche Religion angenommen! Ich ſpare meine Dinte — und ſage weiter

nichts.

nichts. Denn Leuchsenrings Hypothese wird, wie alle Hypothesen, sterben und vergehn, und liegt vielleicht in dem Moment, da ich dieses schreibe, schon in ihrer Agonie.

Nun freilich kann der Doctor seine Dinte zum Recipe sparen, wenn der Patient mit dem Tode ringt. — Da haben also alle jene Untersuchungen und Befürchtungen, die man mit so viel Muth und Blut angestellt, ob nicht der Catholicismus im Finstern schleiche, und den protestantischen Leuchter von der heiligen Ståte nehmen wolle? ihr unsanftes und unseeliges Ende genommen. — Requiescant in pace! — Dir aber, großer von Zimmermann! und deinem Schnickschnack, verdankt die Welt und Nachwelt diesen Geniehieb, wodurch du den gordischen Knoten zum Narren gemacht hast! und die Herren in Berlin, Göttingen, Gotha, Weimar und Jena, und in jedem andern Mauseloch mögen sich kratzen, wo es ihnen juckt. Zwar kann mein Vetter, der Magister, abermals sich nicht entbrechen, mit einigen Zweifeln

Bayerische Staatsbibliothek München

Hof zu machen; allein er mag nur immerhin unter Schränken, Büreaux, Commoden, Tischen, Stühlen, Oefen und Betten, unterm Dach, im Keller und unter dem Feuerherd in der Küche, Jesuiten oder Zweifel suchen, — er wird derer keines finden.

Was hat es denn zu sagen, daß ein Herr Leuchsenring in öffentlichen Blättern, im Herrn Ritter von Zimmermann, seinen Freund, den Hofrath Zimmermann, so völlig vermißt, daß er noch dran zweifelt, ob der Ritter von Zimmermann der Hofrath Zimmermann sey, obgleich er ihn beantlitzet. Aus Kindern werden Leute, hätte Herr Leuchsenring erwägen sollen, und was thuts zur Sache, daß unser Ritter einem Herrn Leuchsenring seine Freundschaft warm versicherte, daß er ihm mündlich und schriftlich versprach, er würde ihn immer verehren und lieben? Witzhandel leidet so, wie kein Handel, Freundschaft; und was die Leipziger Magister eine blinde Ehrwuth heißen, ich aber als patriotische Aufopferung verehre, ist,

wenn man nur die Sache beim rechten Zipfel faßt, eine Autor-Größe, die Vater und Mutter verräth und verkauft und verläßt und versäumt, und an seinem Weibe, seinem Büchlein, hängt, denn sie werden seyn ein Geist. — Was wollen doch jene Empfindsamkeiten, nach welchen man behauptet, daß der wahre Freund sich selbst dem Freunde nachsetze, und daß es ihm weit lieber sey, wenn er seinem Freunde, als wenn er sich selbst Gutes erweisen könne? Gesetzt diese Empfindeleien sollten auch gelten; so muß es ja einem wahren Freunde lieber seyn, wenn er sieht, daß sein Freund sich selbst mehr Gutes thue, als ihm, und wie will man denn wohl zu Herzensanekdoten und zur Menschenkenntniß kommen, wenn man nicht seinen Freund herzet und küsset, und so lange im Vertrauen einwiegt, bis er sich bis auf den Grund sehen läßt? Was hilft uns Menschenkenntniß, wenn wir sie nicht zum allgemeinen Nutzen und Frommen loco congruo auskramen und feil halten? Sollte es nicht

Fälle geben, wo man thäte, als liebe man seinen Freund, und wo man ihn auf Kosten der Wahrheit, wie soll ich sagen, haßt? oder hassen muß?

Mag denn auch in den meisten Fällen die Wahrheit nur bloß der philosophische Mantel des eigenen allerhöchsten Selbst seyn, wer ists, der dir so tief ins Herz sehen kann, wenn du es nicht willst, als du deinem Freunde bis auf den Grund sahest, wenn, im Taumel der Zärtlichkeit, er sich dir ganz überläßt? Heroismus oder Ritterpflicht geht über Freundschaft, und ist keine Tugend für kleine unbedeutende Leute, sondern eine Tugend für Hochmüthige und Hochsinnige, die sich nicht nach verjüngtem Maaßstabe zeigen, und es mit der Freundschaft, Nächstenliebe und andern dergleichen Kleinigkeiten nicht zu genau nehmen können.

Nun ist es zwar auch nicht zu läugnen, daß ein Herr Leuchsenring sogar in öffentlichen Blättern behauptet, daß in dem, was unser Ritter in Rücksicht seiner geschrieben, schreck-

liche Fehler sich eingeschlichen, und daß in jeder Zeile, die ihn betrift, wenigstens!!! eine Unrichtigkeit sich befinde; und ich kann es nicht läugnen, daß ich durch diesen Magistereinwand in die Enge getrieben war, alldieweilen ich als ein ehrlicher Bildschnitzer erschrecklich fürs Wort bin. Ein Wort, ein Wort! ein Mann, ein Mann! Wenn man doch aber dagegen erwäget, daß, wo Holz gehauen wird, auch Späne fallen, und daß ein großer Geist aus gegebenen Worten, die ungegebenen herauszubringen verstehen müsse; daß es Fälle geben kann, wo andere etwas, was niemand als uns selbst bekannt ist, besser, als wir selbst, wissen können, und daß endlich unser Leib- und Seelenarzt von Zimmermann es gut gemeint, und diese Unrichtigkeiten als Medicin gebraucht haben könne, um den Herrn Leuchsenring, der, wie er sagt, in Ruhe leben wollen, in diätetische Bewegung zu bringen: so wird sich vieles bei dieser gallenbittern Beschuldigung von selbst heben. Auch ist nicht zu läugnen, daß, je vornehmer man

wird, je mehr Titel, Ehren und Würden man erhält, je mehr muß sich alles auf uns concentriren. — Würden bringen Bürden, und setzen den Bewürdeten in die Nothwendigkeit, sich mit aller Gewalt wider die Bürden zu vertheidigen. Je mehr der Bewürdete Freunde verliert; je mehr hält er sich an das, was ihm doch kein Satanas rauben kann, an sein beehrtes Selbst. Er sammelt alle seine Hitze um sich herum, und alle Bande, wären es auch die heiligsten Bande der Freundschaft, schneidet er los, um sich desto besser an sich selbst zu knüpfen! —

Endlich (wer kann die Schlußfolge so geradezu unrichtig finden?) kommt man auf die kecke (ein beliebtes ritterliches Beiwort) Gedanken, daß, da unser Ritter in Absicht seines verrathenen Freundes Leuchsenring, sich so viel Unwahrheiten zu Schulden kommen lassen, daß in jeder Zeile, sit venia verbo, wenigstens eine Unrichtigkeit hervorragt, seine drei und dreißig Unterredungen mit dem großen Könige Frie-

drich dem Zweiten an der nämlichen Windepidemie laboriren werden. Dies wird um so wahrscheinlicher, da erschrecklich viel Cruditäten, Malignitäten und Unglaublichkeiten in diesen drei und dreißig Auftritten vorfallen, und da der große König an seine Frau Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, über Zimmermann weit kürzer, als Zimmermann über den König schreibt: il m'a été inutile. Il vouloit se faire valoir auprès de vous — ohne seines Freundes von Zimmermann mit lautem Beifall zu gedenken, der in drei und dreißig Stunden, die er dem Könige gab, ihm gewiß nicht unnütz war, wenn gleich er sich, ausser dem Löwenzahn, nicht als Leibarzt zu offenbaren das Glück hatte, als woran der große Erfinder der Windepidemie keine, der Unglaube des Königs an Aerzte und Arzeneien dagegen, alle Schuld hatte. —

Wenn man indessen ohnschwer bedenkt, was ich in Beziehung eines Herrn Leuchsenring angebracht; so wird das herrliche von Zimmer=

mannsche Werk über den König Friedrich den Zweiten nicht ein Wort von seinem Hochsinn einbüßen, wenn auch, wie man fest glauben sollte, wenig Worte darin wahr und richtig seyn sollten. Wo viel Licht ist, da muß auch viel Schatten seyn, und am Ende bleibt eine grobe offenbare Lüge von dieser frommen absichtlichen Art doch immer schöner und merkwürdiger, als wenn z. B. Semler der Privatreligiöse sich jetzt im Luftsalzwasser badet, und des güldenen Kälberdienstes schuldig wird. — — Das sind die Früchte der Privatheterodoxie, und sind sie das am grünen semlerschen Holz, was will am dürren — — werden? Ueberhaupt kommt es bei so geistreichen Schriftstellern, wie Zimmermann, nicht auf hinfällige wankelmüthige Worte, sondern auf ewig feststehende Gedanken, nicht aufs Sichtbare, sondern aufs Unsichtbare an, und dies muß auch allerdings in Dingen, die auf facta beruhen, gelten. Denn da sie doch auch anders, und so wie der Autor sie nöthig hat, vorfallen konnten;

so beweiset es immer einen Geistesschwung, sich über das gemeine Wirkliche wegzusetzen, und ins Reich des Wahrscheinlichen und des Möglichen hinüber zu luftseegeln, wenn gleich Leute, wie unser einer, sich über dergleichen moralische Luftschiffung kreuzen und seegnen sollten. Die Unwahrheiten der Kaufleute bringen Gewinn, die Erdichtungen der Poeten Ehre. Auch wissen wir von Mahomet, dem großen und kleinen Propheten, daß es eben so sehr verschieden nicht sey, als es scheint, entweder den Hügel zu sich kommen zu lassen, oder sich Hochselbst zum Hügel zu bemühen. Die Unwahrheit ist gemeinhin die Gelegenheitsmacherei der Wahrheit. Unser sattelfeste Ritter hat, wie wir wissen, bei seinem Buch die edle Absicht, dem Christenthum fortzuhelfen, und selbiges vor der Irrlehre in heldenmüthigen Schutz zu nehmen; und da dächt' ich, müßte schon diese Absicht, und wenn die Mittel auch immerhin Verläumdung und Lügen wären, doch alles andere aufwiegen, was sonst ein Deist und ein

ungeheuchelter Christ dagegen auf seinem Herzen und Gewissen haben mögte. — — —

Ich breche ab, denn wenn ich an das Avertissement des Herrn v. Z., wie Herr Hofrath Brandes in Hannover (S. 182.) alles Schöne ohne Ausnahme besitze, was jemals in der Welt gedruckt worden, und an tausend dergleichen Dinge mehr denken wollte, so würde es mir mit meinem Rahmen, so wie der braven Frau Predigerin zu Wackefield mit ihrem Familienbilde, gehen, das nicht durch die Thüre konnte. Auch liegt mir noch ein Rahmen von einem andern Großen ob, auf dessen Rechnung unser von Zimmermann in dieser Schrift groß ward, obgleich er diesen Großen bei weitem zurückließ und zurücklassen konnte. Die Frau Predigerin in Wackefield warne indessen, wie sie will; ein Hauptwort über die Tulpimanie von Schreibart, oder über die schöne und merkwürdige Schreibart unsers Ueberritters muß ich mir noch erlauben: denn wenn gleich, in der Regel, bei der Nachahmung kein Genie

bestehen kann; so wird es doch unerreichbare Ehre für tausend und abermal tausend seyn, in der Schreibart unserm Meister von Dinte und Feder auch nur die Schuhriemen, vom Schustermeister Thomas in Berlin verfertigt, zu lösen. — Dieser Schreibart wird ein ganzes Dutzend Leipziger Magister, und eben so viel aus Halle, ein gewisses „man weiß nicht was" nicht absprechen können. Sehr wenige werden selbst von diesem Ueber des edlen Ritters, ehe sie solches bis auf den Hefen ausgeleert, abzulassen im Stande seyn; und woher diese anziehende Kraft? In den Gedanken liegt sie gewiß nicht, sagt mein Magister, der mit männlicher Entschlossenheit behauptet, daß dieses Ueber schwerlich auch nur einen einzigen Gedanken im Vermögen habe, dem das Recht zustünde, auf Adel und Ritterwürde Anspruch zu machen. Die Gedankenoriginalität hat überhaupt nur eine enge Pforte und einen schmalen Weg; kein Wunder, daß nur wenige mittelst dieses Weges und dieser Pforte zum Leben ein-

gehen, und wem die Gedankenoriginalität zu=
stehet, der hat auch Hüll' und Fülle von Wor=
ten. Was indessen Garrick von seinem Abgott
Shakespear sagte: er tunkte die Feder in das
Herz; kann zu einiger Aufklärung der Zimmer=
mannschen amuletischen Kraft, in Hinsicht seines
Vortrags, wiewohl mit dem großen Unter=
schiede dienen, daß Shakespear ins menschliche
Herz, unser Ueberritter aber in sein selbst eige=
nes Herz, tunket. Wer sahe je schwärzere
Dinte? frägt mein Vetter, als wäre er mit
Obereit, ausser der Brüderschaft, im Apoll noch
leiblich verbrüdert! — Unser Ritter wußte,
wie leicht uns die Einbildungskraft misleitet,
wenn man den Menschen treffen will, den man
im Allgemeinen, das heißt, im Ganzen, kennt,
und so begnügt er sich denn wohlbedächtig, sein
Sich so seel= und leibhaftig zu treffen, daß man
ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen
glaubt, — und war je sein Herz entfaltet, er=
schien je sein Geist; so ists im gegenwärtigen
Ueber. Aus eben dieser Ursache haben viele

Stellen in dem unsterblichen von Zimmermannschen Werken, obgleich die Hauptsache, in der Nähe betrachtet, nur ein Rosenkranz an einander gereiheter Anekdoten, Aus- und Einfälle und zu Sentenzen gebildeter Schosgedanken ist, (vorzüglich im gegenwärtigen Ueber) etwas Treffendes und Auflösendes. Auch scheint, was unser Ritter schreibt, in einem Geiste, in einem Zuge, — in einem Feuer geschrieben zu seyn, denn sich selbst hat man doch immer bei der Hand. Dieser Vorzug hilft sogar mancher holprigten Stelle aus, und zieht einen Vorhang über viele andre, an denen nichts zu verstehn ist, als ihre Unverständlichkeit. — Selbst die sich brüstende Selbstgefälligkeit, welche uns jeden Menschen im gemeinen Leben unerträglich macht, trägt hier zu dem Reiz der Aehnlichkeit bei weitem das meiste bei, wonächst diese Unerträglichkeit bis zur Hälfte und drüber verliert, weil wir den aufgeblasenen Ueberritter nicht sehen und hören, — sondern lesen... Daß dieser ganze Abschnitt das Eigenthum des Leipziger

Magisters sey, bedarf wohl keiner Bemerkung, und eben so wenig hab' ich an dem Namen Antheil, womit Magister diese von Zimmermannsche Schreibart taufet. Er heißt sie, die Pyrmontsche. Ich selbst habe mich, am Ende, seiner Behauptung auf Gnade und Ungnade ergeben müssen, daß nämlich die Reisen gen Pyrmont die Gelegenheitsmacher dieser Schreibart gewesen, die allerdings denn auch wässerigt ist und bleibt; allein nicht schlecht Wasser ist ihr Ingredienz. — In der That, setzt mein Vetter hinzu, die Unterhaltung in den von Zimmermannschen Schriften ist nicht mehr, nicht weniger, als eine Brunnenkurunterhaltung, wo man den Kopf nicht angreifen muß, und doch aufgeweckt zu seyn verpflichtet ist. Ob nun gleich die Reise aller Reisen, die Reise gen Potsdam, sich von den Reisen gen Pyrmont unendlich unterscheidet; so konnte doch unser Ritter sich nicht unterscheiden; die Gewohnheit wird andre Natur, und Ritter blieb Ritter, ausser daß er sich aus guten Gründen gegen

den König Friedrich den Zweiten für, und nach seinem quasi=deistischen Ableben, wider die Aufklärung erklärte, als bei welcher Bekehrung sich denn auch Herr von Zimmermann je länger, je besser befinden wird, indem derjenige, welcher einmahl dem angreifenden Selbstdenken und dem unverdienstlichen Selbsthandeln entsagt, und sich in behaglichen Seelenschlaf einwiegen läßt, es weit bringen kann, — versteht sich, körperlich! — und was hilfts dem Menschen, wenn er die ganze Seele gewönne, und nähme doch Schaden an der Welt, nämlich der Großen, wo man nicht hölzerne Treppen auf- und absteigen darf. (S. 11.) — Genug!

Diejenigen, die an diese von Zimmermannschen Belehrungen keinen lebendigen Glauben fassen können, mögen wohl erwägen, was unser Ritter (S. 47.) bei der Frage des Königs: was hat Gibbon geschrieben? bemerkt. Ich erzählte nunmehr den Hauptinhalt von Gibbons Werke über die Abnahme und den Sturz des römischen

Reichs. Der König hörte mich mit großer Aufmerksamkeit, und ließ mich lange reden, ohne mich zu unterbrechen. Es schien, als wenn ihm meine Erzählung angenehm wäre. Ist das der Fall mit einem Könige, in dem Salomo und Alexander, Mark Aurel und Karl der Zwölfte, wie Leib und Seele in einander wirkten; ist das der Fall mit Friedrich dem Zweiten, der noch obenein zu dieser Zimmermannschen Zeit brummisch und verdrießlich war, (S. 11.) mit Friedrich dem Zweiten, diesem ausserordentlichen Kranken; (S. 146.) wie glücklich kann sich Welt und Nachwelt schätzen, von unserm ausserordentlichen Arzte zu lernen, wenn er lehrt! Ich für mein Theil finde das Loos, das mir bei dieser Gelegenheit fiel, lieblich, obgleich mein ungläubiger Vetter den Ritter von Zimmermann inständigst zu bitten sich nicht entbrechen kann, seinen epitomirten Gibbon herauszugeben, indem diesen Ritt wohl schwerlich irgend jemand unserm Ritter nachthun dürfte. Den Hauptinhalt von Gib-

hon erzählen! angenehm erzählen! so angenehm erzählen, daß diese Erzählung Friedrich dem Zweiten, der, wie man allgemein sagt, einer der ersten Erzähler in der Welt gewesen, angenehm war! O sancte Zimmermanne, ora pro nobis! — Schließlich sey mir die Bemerkung erlaubt, daß ich meinen Rahmen nur zu der schlechtern Ausgabe geschnitzelt, denn an die Imperialausgabe sich zu wagen, überlaß' ich größern Bildhauern, als Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, Bildschnitzer in Hannover, ist! —

König Friedrich der Zweite gehört nicht zu jenen großen Menschen, die ein Sekulum gestorben seyn müssen, ehe sie ein Schriftsteller auferweckt; vielmehr hatte er das Glück oder das Unglück, (wie es gewöhnlich Sieger zu haben pflegen,) im Leben und nach seinem Tode alles, was denken und schreiben konnte, in Athem zu setzen. Zwar entgingen schon viele, in den ersten enthusiastischen Augenblicken, als sie große Handlungen vollbrachten, den bittern

Deutungen und anzüglichen Anmerkungen des Neides; allein dieser Enthusiasmus verrauchte, und der neidische Würgengel ging nicht länger die großen Thäter vorüber, ohne sich wegen seines zeitherigen Stillschweigens doppelt zu entschädigen. König Friedrich der Zweite indessen hatte etwas an sich, wodurch er den Neid besiegte, entfernte, bestach; — ich weiß nicht, wie ers machte. Unter andern wars eine Menge Beinahmen, die man diesem Könige opferte. — Da hieß er der Große, der Größte, der Einzige, der nordische Salomo. (Herr von Z. versichert, (S. 209.) daß er, nach Anzahl der Finger beider Hände, zehnfach den Namen des nordischen Salomo verdient habe.) Breitenbauch erweiset ihm die Ehre, ihn mit dem jüngstverstorbenen höchstseeligen sinesischen Kaiser Kien=long zu vergleichen. Knüppel mit dem Julian. Büsching mit Hadrian: und wer kann alle die Arten von Apotheosen nur nennen, geschweige denn beschreiben, welche man nach der Beendigung sei=

nes langen, thatvollen, und vom Neide selbst nur selten angegriffenen Lebens, seinen Diis Manibus heiligte. Es starb in ihm ein großer Mensch, und die Menschen konnten bei diesem Tode unmöglich gleichgültig bleiben. In dem Kupferstiche, seinen Einzug gen Elysium vorstellend, stehet eine himmlische Heerschaar höchstseeliger Helden, als wollten sie von ihm die Parole holen, oder um es noch natürlicher zu geben, ihm ihre Lection aufsagen. Johann Melchior von Birkenstock aus Maynz, kaiserlich-königlicher Hofrath und Mitglied der Bücher-Censurcommission in Wien, beschrieb einen Leichenstein, wo nur ein Paar Errata, in Hinsicht des bayrischen Erbfolgekrieges, vulgo bayrische Proceß genannt, und wegen des deutschen Fürstenbundes, der doch, wie Graf Hertzberg, der Westpreuße, nach dem Ableben Friedrich des Deutschen, versichert, nicht durch König Friedrich den Zweiten, sondern durch den Credit des jetzt regierenden Königs, Friedrich Wilhelm des Zweiten, getroffen worden,

vorfallen. Guibert hat dem Könige (das wäre das Beste, ihn immer und ewig schlechtweg den König zu heissen,) eine Lobrede gewidmet, von der ich wünschte, daß sie der König gehört oder gelesen hätte. Und was soll ich von allen Lebens und Sterbensbeschreibern und allen Anekdotensammlern und Zerstreuern sagen, die sich des Königs halber in Kosten gesetzt. Unser Ritter würzt auch sein Werk mit Anekdoten; allein diese sind auserwählt, und der Oelfarbe gleich, die nicht nur das Holz erhebt, sondern auch gegen die Fäulniß schützt. — — Ein vieleckigt geschliffener Stein strahlt am besten, und was will dagegen eine bescheidene Perle, deretwegen man, nach jener Gleichnißrede, alles zu verkaufen angewiesen wird. Sollte unserm Ritter denn auch ein unedler Barbierausdruck (S. 257.) entspringen, und unser große Doctor in den Feldscheerer-Ton und Styl (S. 287.) fallen; sollte er anstatt begeistert — besessen scheinen; so erwäge man, daß, wenn gleich zwei harte Steine nicht rein mahlen; Wort

und Gedanke doch gleich und gleich seyn müssen. —

Eine Anekdote gehört hieher, die für tausend gilt, die, von Vestris dem Operntänzer in Paris, welche unser Ritter erzählt. Es wollte nämlich dieser Vestris nur drei Männer in Europa anerkennen, den König von Preußen, Voltairen und sich, und nach dieser Geschichte das Porisma unsers Ritters: aber Vestris war ein Narr, und der Satyr Voltaire ein Schurke. (S. 209.) Diese scharfrichterliche Execution in Absicht des Voltaire verdient eine Parenthese, die ich meinem Magister, wiewohl nicht ganz am schicklichen Orte, bewilligen muß, wenn ich auch nicht will. Ist dies etwa, frägt der Magister, aus Eifersucht? da Voltaire le familier des princes war? „Wäre ich an der „Stelle des Kaisers gewesen,“ schreibt Friedrich der Zweite, „ich wäre nicht durch Ferney gerei„set, ohne den alten Patriarchen zu hören, um „wenigstens zu sagen: ich hab' ihn gesehen und „gehöret. Zu Folge gewisser Anekdoten, glaub'

„ich, daß Theresia ihrem Sohn verboten, den „Patriarchen der Toleranz zu sehen." Wenn nach den Gesetzen der Schwere der Körper, der Planet, dessen Laufbahn der Sonne am nähesten steht, desto schneller fortschreitet; und hingegen nach dem Maaße seiner Entfernung sich träger und langsamer um sie bewegt; so war es freilich kein Wunder, daß Merkur Voltaire ward, was er war. Wir wissen alle, daß König Friedrich der Zweite über ihn ausruft: „Gott! wie kann so viel Genie und so viel „Schlechtheit gepaart seyn!" allein bei allem dem ist denn doch auch nicht abzuläugnen, daß Voltaire Voltaire, und Zimmermann Zimmermann bleiben wird. In Wahrheit, obgleich Clement Voltairen zum Donatschüler herabsetzt, und obgleich Voltaire selbst keinen Hehl daraus macht, daß er par und pour die Comödianten gelebt habe; so sollte doch Herr v. Z. durchaus mit dem Scheltwort Schurke nicht so freigebig gewesen seyn, sondern wohlbedächtig erwogen haben, daß der Enkel des großen

Franklins, des nordamerikanischen Weisen, um den Seegen dieses Schurken bitten mußte. Mon fils, mettez-vous à genoux devant ce grand homme, sagte Franklin; und der Voltairsche Seegen: — (giebts einen bessern?) Dieu & la liberté! — Buttler — ich glaube fast — würde Voltairen überflügelt haben, wenn er le familier des princes geworden wäre, und wenn man ihm Brod statt eines Steins gegeben; indessen war Voltaire nun einmahl bestimmt, Voltaire zu werden, und hat denn dieser familier des princes sein Pfund im Schweistuch vergraben? Ich glaube, nein. Auch hat sein Kopf und seine Feder, wie ich nach der Liebe hoffe, mehr Gutes als Böses gestiftet. — Nach diesen Magisterparenthesen, in usum Delphini, will ich nicht bergen, daß ich mir von den Nicolaischen Anekdoten viel Gutes verspreche, und was soll man von Büsching sagen? Nach meinem Dafürhalten, ist sein Buch gleichfalls ein lignum, aus dem ein Merkur geschnitzt werden wird. — Es ist ein Hausmittel beim Bo-

tiren, etwas von eigener Meinung beizufügen, wenn man anderer Meinung beitritt. Das feinste Lob muß mit Tadel gewürzt seyn, und wer Menschen vergöttert, setzt sie, anstatt sie über Menschen zu setzen, weit unter sie herab. Kleine Fleckchen, wie Damen mit und ohne Aufklärung wissen, treten einer schönen Gestalt so wenig zu nahe, daß sie vielmehr oft Reize zu erhöhen im Stande sind. Die gesunde Vernunft rächt sich schrecklich an dem, der sie neckt, und wer Fehler verbirgt, oder gar als Schönheiten berechnet wissen will, verlangt, daß alles Verhältniß gehoben werde. Muß denn Friedrich der Zweite darum gleich ein Ulyßes, Theseus und Hector werden, wenn man über ihn schreiben will? — Die Menschheit ziert ihn gar zu sehr. Die Königin Elisabeth wollte ohne Schatten gemahlt seyn, und ließ durch ihren Schuster ihrer Länge eine Elle zusetzen: allein wie viel verliert sie durch diese Eitelkeit! Hat nicht Zimmermann der Erste gewonnen, daß mein Vetter, der Magister, in dieser Schrift

weder sein noch mein Schildträger ist, sondern den Opponenten macht?

Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Amt, womit ein Fürst im Staat belehnt wird, das wichtigste sey, was der Staat zu vergeben habe. So lange Vorurtheile und Rohheit der Leidenschaften den größern Theil der Menschen beherrschen; so ist eine Gegengewalt nöthig, dies alles, in so weit es möglich ist, bonis modis in Ordnung zu erhalten. Des Bösen halber sind Regenten nöthig, und wenn sie also nur diesem Zaum und Gebiß in den Mund legten, und Gotte das Gute überließen, ohne sich in diese göttliche Regierung, die Gott durch Vernunft und Gewissen so weise und gütig, das heißt, gerecht bewirken läßt, zu mischen, so sind sie wirklich Götter der Erden, so tragen sie Gottes Bild, und verdienen Dank von Welt und Nachwelt. Wer sich nach diesen Umständen einbildet, es gehöre etwas Uebernatürliches, etwas Uebermenschliches zum Regieren, der kennt weder Regierungen noch Regenten. Der

König behauptet: „daß etwas mehr Thorheit, „etwas mehr Weisheit beim Regenten auf Eins „herauslaufe, und daß der Unterschied so ge„ringe sey, daß es das Volk, im Ganzen ge„nommen, kaum bemerke.“ — — Schlachten und Siege indessen waren und sind noch gemeinhin Dinge, die auf Dichter, Redner und Geschichtschreiber stark wirken. (Etwa weil diese Herren selten Herz haben? Das war einmahl eine Frage, die meinen Vetter unvermuthet in die Flucht schlug.) Sitten, Aufklärung, Künste und Wissenschaften hingegen sind die Dii minorum gentium, denen die Autoren als Priester dienen: allein es ist nicht gut, daß es also ist.

Wer König werden soll, müßte nicht zum Regieren, sondern zum Gehorchen angewöhnt werden. Erziehen, heißt gehorchen lernen. Wer zum Befehlen Unterricht erhält, wird verzogen, und so, wie von je her diejenigen Beherrscher die größten waren, die nicht schon die Krone auf die Welt brachten, und im Mutterleibe und von Kindesbeinen an zum Thron er-

kohren waren; sondern durch unvorhergesehene Umstände zu dieser Würde gelangten; so muß man durchaus der Vernunft, man habe sie selbst, oder suche sie in andern auf, zu gehorchen verstehen, wenn man die Ehre eines guten Regenten verdienen will. Catharina die Zweite kann in den neuesten Zeiten als ein großer unsterblicher Belag zu dieser Bemerkung gelten; und mußte der König nicht auch in der strengsten Schule seines Vaters, in der practischen Wissenschaft des Gehorsams, es — weit bringen?

Freilich wenn man den Redner, oder gar den Dichter, einen Regenten loben hört; so wird man auf die Zinne der Versuchung geführt, um zu glauben, daß der belobte König Gott dem Herrn insgeheim Rath ertheile; und daß nichts klügers sey, als den lieben Gott aus dem Titel zu lassen, welchen Gedanken Friedrich der Zweite, nach Büsching S. 114, (wer weiß, aus welcher Ursache?) im Ernst gehabt haben soll; allein nur näher darf man den ge=

krönten Häuptern kommen, um sich zu überzeugen, daß ihr im Staat so höchst ansehnliches als nützliches Amt, bei weitem so schwer nicht sey, als es scheint, und daß jeder, dem es Mühe macht, nicht zu regieren verstehe. Dem Menschen ists eigen, sich mit allem, dem er sich nähern kann, zu familiarisiren. Selbst für das, wovon er weiß, daß er es nur fassen und begreifen könne, wenn gleich er es zu fassen und zu begreifen noch nicht angefangen, hat der Mensch weniger Ehrerbietung, als für etwas, das sich ihm bloß in einer Wolkensäule zeigt, — und nun kam es von jeher darauf an, ob Regenten bloß bewundert, oder auch geliebt werden wollten? und ob? und in wieweit ihnen an beidem gelegen war? — Dichter und Redner sind nicht auf nackte Wahrheit berufen: hörten sie je diese Stimme, ehe sie dem Beherrscher Odenlärm schlugen und Opfer anzündeten? — Freilich ists zuweilen gefährlich, das Volk zu hören, und wenn es auch nur die Notablen wären; allein sehen kann man es doch ohne

Gefahr, und so ist die erste und untrüglichste Folge und Probe einer guten Regierung natürliche Vermehrung der Menschen, welche ein gewisses Leibes- und Seelenwohlbehagen voraussetzt. Dies wissen Monarchen und ihre Staatsmänner so gut, daß sich erstere eben darum nirgend so herzlich gerne, als in diesem Punkte, in Zahlen hintergehen lassen, und daß letztere in keinem Stücke so stark im Multipliciren, als hier sind, — versteht sich en blanc, und auf dem Papier. — Würden Regenten geruhen, mehr die Erziehung der Kinder in ihrem Staat zu beherzigen, wie viel künstliche Mittel die Menschen zu vermehren würden sie entbehren können! Ein schon erwachsener Mensch war nöthig, da die Welt begann, und wenn ein Staat anfängt, sind reife Menschen als Stammkolonisten nothwendig. Ist aber dieser Grund einmahl gelegt; so muß man seinen Wachsthum durchaus nicht übertreiben. Die Bevölkerung muß, wie die Aufklärung, oder geistische Bevölkerung, allmählig zuneh-

men, und durch eine gute Regierung von selbst, ohne Gebot und Verbot, ohne Hagestolzenstrafe und Drei-Kinder-Privilegium kommen. Der Bürger im Staat, welcher an Recht und Gerechtigkeit, welcher an Sitten und an die Aussicht glaubt, Weib und Kind ernähren zu können, wird, da die Natur ihn zum Nest und zum Brüten aufmuntert, schon von selbst ringen, seine natürliche Neigung zu befriedigen, auf diesem Wege eigener Lust und Liebe den Staat beglücken und den Regenten rechtfertigen. Im Staate, wo man an Leibes- und Seelennahrung und Nothdurft verzweifelt, wo man weder auf unverletzte Seelen- oder Gewissensfreiheit, noch hinlängliches Auskommen sich Hofnung machen kann, wird man der Bevölkerung durch Colonien so wenig forthelfen, daß man ihr vielmehr entgegen arbeitet; man giebt ihr Arzenei anstatt natürlicher Nahrung, Löwenzahn anstatt Hausmannskost. Der Erdboden ist nur nach dem Verhältniß, wie er behandelt wird, erkenntlich. —

Als die römische Monarchie gegründet ward, konnten Vagabonden gebraucht werden, vielleicht waren sie sogar erwünscht, um Weiber desto beherzter zu stehlen, und sich von ihnen veredlen zu lassen, und durch diese Mischung den Grund eines ächten Römers zu legen. (In der That, diesen Mädchenraub kann der Römer nirgends, und selbst nicht in seinen ersten Werken des Witzes und Verstandes, verläugnen!) Greifen doch noch jetzt Mädchen am liebsten nach Vagabonden, und befinden sich in den wenigsten Fällen übel dabei. Wenn aber ein Staat sich gesetzt und seine Parthie genommen hat; so sind Colonisten eine Pest, die man ins Land zieht, um zu den alten moralischen Uebeln, welche das Vorurtheil des Alterthums für sich haben, noch neue hinzuzufügen, und die Originalspeisen mit auswärtigem Reiz zu verwürzen, so daß zuletzt im Lande selbst die Patente des Lord-Marshal (S. 72.) noch emendiret und corrigiret werden. — Es ist kein Stand im Staate so geschickt, als der Geistliche, das

Volk zu zählen, und neben der Ordnung des Heils, die sie treiben, auch die Ordnung der Sterblichkeit und der Geburt zu beobachten, und es hiebei bis zu einer gewissen politischen Arithmetik und einer solchen Lebensprobabilität zu bringen, daß es so aussieht, als wenn alles auf Leibrentenkontrakt lebe. Fällt diese Berechnung in politische Hände; so ist von mehr als einer Seite zu fürchten, besonders jetzt, da die Zeit des Rechnens in die Geschichte, in die Staats- Finanz- Commerz- und in alle brodlose Künste eingetreten ist. Immerhin! nur verhüte man, daß die politische Arithmetik nicht mit einem Entdeckungseifer betrieben werde, welcher dem feinen historischen und politisch-statistischen Schätzer gewisser Dinge, die nicht zu berechnen waren, zum Lügen und Trügen bringt. — Man verhüte die Herzog-Michelsche Multiplication, nach welcher aus einem Vogel ein Herzogthum, mir nichts, dir nichts! herausgebracht wird.

Auf die Zahl kommt es denn nun auch am Ende in Hinsicht der Menschen nicht an, sondern weit mehr auf den Werth der Menschen, und so giebts nicht nur einen Phalanx im Kriege, sondern auch im Frieden, und dieser ist nicht anders, als durch Tugend und Einsicht zu werben. Der Regent kann seinem Volk das Glück der Tugend nicht faßlicher beibringen, als durch sein Beispiel, welches unendlich mehr, als alle Gesetze, gilt. Der Mensch ist frei. — Es gehört Feinheit und künstliche Abhärtung zu einem braven Volk. Abhärtung und natürliche Härte sind nicht Bein von einem Bein, Fleisch von einem Fleisch. — Bedarf es noch der Bemerkung, daß durch verbreitete Publicität ein gewisser Muth dem Volke zur andern Natur werde, und eine allgemeine patriotische Theilnehmung, ohne die allen gemeinnützigen Anstalten Sicherheit, Zutrauen, Fortdauer, und die möglichste Vollendung ihrer Existenz mangeln muß? Was befürchtet ihr, Furchtsame! von der Seelen-Nah-

rung und Nothdurft, der Preßfreiheit? — Betrift sie Sachen: so sey es jedem erlaubt, zu sagen, was er will. Die Religion hat gewiß, so wie alles, was groß ward und zu werden verdiente, mehr durch Feinde als Freunde gewonnen, und so werden auch die Wächter des Staats aus jeder Schrift Vortheil ziehen, welche die Staatsverwaltung, es betreffe ein Fach, welches es wolle, angeht. Aus seinem Umgange wähnt man Menschen beurtheilen zu wollen; allein ein weit sicherer und untrüglicherer Schlüssel zum Herzen des verschlossenen Mannes ist, ihn aus seinen Feinden zu beurtheilen. Was müßte das für eine Wahrheit seyn, die das Licht nicht vertragen kann? Was für Begriffe von der hohen menschlichen Natur und ihrer erhabenen Bestimmung würde man verrathen, wenn der Spielraum unsers Nachdenkens, unserer Forschung, von den engen Gränzen unserer jedesmaligen armseeligen Einsichten für immer eingeschlossen wäre? und wenn es Todsünde würde, die Gränzen zu über-

schreiten, die uns Blödsinn oder Stolz vorgezeichnet hat? Wer hat das Recht, die Vernunft als ein Lehn, als Fideicommiß, als ein ihm vertrautes heiliges Depositum, anzusehen? Sie ist ein Pfund, das nicht vergraben werden kann, sondern das circuliren muß. Kann Vernunft (Vernunftschwäche) sich verbürgen, daß diese oder jene nähere Einsicht dem menschlichen Geschlecht schädlich werden würde? oder giebts nicht vielmehr Arzeneien, die im Anfange die gegenseitige Wirkung zu thun scheinen und wirklich thun, und die doch nachher ihre wohlthätige Wirkung beweisen? Der Regen ist morgen schon schädlich, der heute noch erquickte: der Blitz (wenn er nämlich nicht in den Kopf fährt) richtet freilich Verwüstungen an, indessen reinigt und läutert er die Luft. — Selbst die beßte Absicht, (die doch rara avis bei den Vernunftstürmern ist,) kann sie wohl irgend Jemanden zur Einführung von Irrthümern berechtigen? Gewiß nicht; es müßte denn dieser

irgend Jemand den ganzen Zusammenhang der Dinge und jeder Folge einer Handlung nicht etwa bloß bis ins dritte und vierte, sondern bis ins tausendste Glied übersehen und bis in Ewigkeit. — Herr Kant ist und bleibt ein großer Denker; wer lebt indessen des philosophischen Glaubens, daß dieser vortrefliche Mann symbolische Bücher in der Philosophie geschrieben? Wer dem menschlichen Geschlechte sagt: so weit, und weiter nicht! hat ihm den Kopf abgesprochen; und müßte nicht ein allgemeiner Stillstand der menschlichen Erkenntniß entstehen, wenn irgend eine weltweise Dogmatik, (die Kantische, die alle Dogmatiken verdrängte oder zermalmete, wie der seelige Moses Mendelsohn sich ausdrückte, nicht ausgenommen,) ohne Polemik hinfort immerdar triumphiren, und die Geschichte vom Hute, dem es bis jetzt wie der Philosophie gieng, widerlegen wollte? — Man lasse jeden Irrenden und nicht Irrenden, jeden reichen und armen Ritter, jeden von fröhlicher und trauriger Gestalt ins

Reich der allbeglückenden Wahrheit so weit als er nur will oder kann, eindringen, und hemme kein Verlangen, sie von Angesicht zu Angesicht sehen zu wollen. — Am wenigsten befürchte man, durch Forschen und Prüfen dem zu nahe zu treten, der nur von seinen vernünftigen Geschöpfen verlangt, daß sie recht thun sollen, um ihm angenehm zu seyn. Wie kann doch der Mensch, und wäre es selbst der große Zimmermann, sich des lieben Gottes annehmen und seine Sache vertreten? In der That, wir führen Gottes Sache, wenn wir die Sache der Menschheit führen: denn wir sind — Menschen. Kann der Gott lieben, den er nicht sieht, der seinen Bruder nicht liebet, den er sieht? Aus dem Kopf in die Hand, aus der Hand in den Mund, gehet des Menschen Wissen; was indessen drüber ist, ist darum nicht vom Uebel, vielmehr kann es ergötzen und auch — wirklich nutzen. Niemand sahe Gott, und wer kann ihn, der ein Geist ist, sehen? Die ältesten Vorstellungen von Gott, und dem, was man

göttlich nannte, begriffen alles Große, Ungewöhnliche, Auffallende, Unerreichbare in sich, was eben daher Bewunderung, Erstaunen und Furcht erregte. Der Stifter der christlichen Religion stellte die Gottheit unter dem Bilde eines liebenden Vaters vor, der nur Menschenliebe verlange, — und in der That, nicht Unbegreiflichkeit, sondern Gemeinnützigkeit ist das Kennzeichen der Wahrheit, und nicht stolze Verstandsaufgeblasenheit, sondern Tugendthätigkeit ist Aufklärung.

So mein Vetter, der sichtbarlich eine jede Gelegenheit vom Zaune bricht, um das Toleranz-Evangelium zu predigen; — allein es ist doch gewiß kein caput mortuum von Gedanken, wenn unser Ritter in Religionsangelegenheiten auf Ziel und Maaß dringt, und den Regenten jene päbstliche Schlüssel behändigt, um vermöge dieses hohen Schlüssel-Amts sagen zu können: bis hieher und weiter nicht! Wollte man behaupten, daß das menschliche Verstandsauge, so wie unser körperliches, schon von

selbst und ohne jene Schlüssel, sich die Gränze bestimme, wie weit der Mensch gehen könne: daß die Schwäche eines Systems oder Lehrsatzes um des Allgemeinen willen verhehlen, Hochverrath wider die menschliche Vernunft sey, und daß ein dergleichen Verfahren am Ende in eine Zigeuner-Zweideutigkeit ausarten müsse: wollte man nehmen, daß es beim Christenthum nicht auf Wort- oder Gebehrdenspiel oder Empfindungsdünkel, sondern aufs Herz ankomme, wobei die Vernunft präsidirt; nicht auf Glückseeligkeit, die man Gott, dem Anfänger und Vollender der Natur und des Glaubens, anheim stellen kann und muß, sondern auf persönlichen Werth, als welches das höchste Gut eines jeden freien Wesens sey; so merkt man wohl, daß dies alles nicht mehr, nicht weniger, als Lockspeise und Lockgetränke, und obendrein ein Paar schwarz sammetne Beinkleider sey, womit der Deismus Jünger und Jüngerinnen zu seiner Fahne wirbt. Die Vernunft ist immer unsicher, und hat kein

privilegium de non appellando, wohl aber der Glaube, und wenn hier nicht Männer von so ausgemachtem Verdienste, als unser Ritter von Zimmermann, entscheiden sollen; — so mögt' ich wohl wissen, wer am Ende die Entscheidung sich zueignen werde? — Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Worte sehen, und euren Vater im Himmel preisen. — Jetzt nur weiter in Ihren Text, lieber Vetter Magister, doch so, daß Herrn v. Z. und mir das ultimatum zustehe. V. R. W.

Nichts darf der Regent hindern, als Unfleiß und Unmäßigkeit, nichts befördern, als Mäßigkeit und Fleiß; alles andere sey der Vorsicht überlassen, und Umständen, in denen sie sich offenbaret. —

Es ist nichts ausgemachter, als daß Wohlstand des Landes und einzelner Glieder vom Fleiß abhange, der im Glück vor Uebermuth bewahrt, und das Unglück so wenig, als nur möglich, empfinden läßt. Selbst die Bitterkeit des Todes kann der Fleiß vertreiben: denn

der Tod hat Achtung für den, den er bei seinen Cirkeln findet, und macht es kurz und gut mit ihm, um ihn nicht aufzuhalten. Es ist ihm so, als ob er blos ein Blatt umkehre! Fleiß gründet und befördert die Ordnung, und Ordnung ist die Firma der Tugend. — Ich weiß, daß der Fleiß auch aus Geiz, Eitelkeit und Ehrsucht entstehen könne, und von ihm auf reine Tugend nicht immer ein richtiger Schluß zu ziehen sey: ich weiß, daß Peinlichkeit alsdann sich das Ansehn der Ordnung beizulegen gewohnt sey; allein ich weiß auch, daß Tugend nicht ohne Fleiß und Ordnung bestehen könne.

Legt der Staat es nächstdem noch auf Mäßigkeit bei seinen Bürgern an; so hat er seine Pflicht vollendet, denn die Erfahrung setzet außer Zweifel, daß Aufwand alles rings um sich her zu Grunde richtet, den sowohl, der ihn macht, als den, der ihn nicht machen kann, und selbst den, der ihn nicht machen will. — Mäßigkeit mildert den grausamen Unterschied unter den Menschen, den Reichthum und Ar-

muth zu bewirken pflegen, und bringt alles ins Geleise. Die Pracht ernährt Arme, sagt man, allein nachdem sie sie arm gemacht hat. Sie wird selbst denen, die sie als ihre Lieblinge mit Kostbarkeiten überhäuft, ekelhaft oder mindestens lästig, so daß sie sich, über kurz oder lang, mit den Aermern einverstehen, und dem Geschmack Ehre geben, weil ihm Ehre gebührt, und dieser will durchaus nichts kostbares, sondern etwas mäßiges, etwas wohlfeiles, etwas, dem man es ansieht, daß es nicht Stolz, sondern Verstand verräth. Blosse Zierrathen und Prahlereien lassen immer noch Wünsche übrig, weil noch Grade zu größern Uebertreibungen übrig sind. So kann z. B. unser Ueberritter von Z. noch Geheimer-Rath und Principalminister —— werden, da ohnehin Ritterwürde, Hofrath und Leibarzt nur bloße Titel sind, die beim Doctor Zimmermann zu Tische gehen. — (Herr Vetter, warum vergessen Sie, daß selbst unsere Kirchen Glocken haben?... Uebrigens gestehe ich dem Herrn Vetter ganz gerne zu, daß

der Geschmack alles so anpasse, daß nichts abzunehmen und zuzulegen mehr angänglich ist.) Wer sein Vermögen zeigt, und das geschieht doch durch Pracht, der zeigt auch sein Unvermögen, denn es konnte noch prachtvoller seyn; wer aber Geschmack zeigt, legt es immer auf eine Absicht an; und wäre es auch nur die Bequemlichkeit, so ist selbst schon dieser Vortheil so klein nicht, als man glauben sollte. Könnte man nicht behaupten, daß nichts in der Welt unbequemer sey, als Pracht? Wie lästig sind Ehrenbezeugungen, da man sie durch Zwang erringen muß! Kann ich mich doch von der Mäßigkeit nicht trennen, ohnerachtet ich die Gefahr selbst fühle, über ihr Lob unmäßig zu werden!— Nur noch die Bemerkung: daß Fleiß und Mäßigkeit, dies Paar Staatsradicaltugenden, durchaus nicht durch Gesetze, sondern durch Beispiel der Regenten in Umlauf gebracht werden müssen; denn etwas dem gemeinen Mann verbieten, wodurch sich der Regent und seine Gesellschaft, es sey nun in Purpur und köstlicher

Leinwand, oder im alltäglichen- herrlich- und in- Freudenleben, auszeichnet, hieße geflissentlich die Begierden reizen, und der Sache einen unbändig hohen Werth beilegen. Nichts in der Welt, selbst die größte körperliche Krankheit nicht, macht die Menschen so unglücklich, als Phantasie, — und Faulheit und Unmäßigkeit ist eben die Ruhebank, wo die Phantasie brütet. —

Das wäre denn nun so etwas vom Herzen weg im Allgemeinen geredet; ob ein Wort zu seiner Zeit? oder zu seiner Unzeit? das mag der günstige Leser beurtheilen. Wenn ich meinem Vetter den freien Lauf lassen wollen; so würde dies Wesen in eine ordentliche Abhandlung ausgeartet, und unter vielen andern der Umstand an- und ausgeführt seyn, daß, wenn ein Regent ohne Glauben wäre, dies nur bloß ihm selbst, nicht aber Land und Leuten zum Nachtheil gereichen könne. Desto unpartheiischer, desto gerechter würd' er in dieser Welt seyn. Wie kann aber ein Leipziger Magister

auf den unseeligen Gedanken kommen, daß ein Landesherr zum Teuf— fahren müßte, damit sein Volk zu Gott käme! — Transeat cum cæteris erroribus. Auch will mein Vetter noch, (der Wegweiser!) daß dieses vom Herzen weg nur ein Aestchen von einem großen Stamm wäre, als ob sich das nicht von selbst verstünde? —

Wie soll ich aber diese vorstehende Grundsätze auf Friedrich den Zweiten anwenden? oder soll ich diese Anwendung einem jeden, der dazu Lust und Liebe hat, selbst überlassen? Ich denke, das letzte. — Einen König, wie dieser eigentliche König war, loben wollen, heißt fast so viel, als sich gröblich an ihm versündigen. Er bedarf keines Lobes, sondern nur Gerechtigkeit. In keiner Beziehung bedurfte er der Aufmunterung: halte, was du hast, damit niemand deine Krone nehme. Er war überall König! Sein Leben hält die Prüfung aus, die man über jeden Regenten im Todtengericht anstellen sollte: was that er für die Menschheit? —

That der König nicht mehr für sie, als je ein König gethan hat? und war darum nicht auch die eigentliche Majestät sein Theil? Furcht und Liebe im Glück und Unglück! Hätte er je gegen etwas Vorliebe haben können, so wärs die Aufklärung gewesen; allein nahm er sich ihrer mit der mindesten Partheiligkeit an? Im Stillen wirkte sie, und selbst Philosophie und Musen konnten den König nicht verleiten, ihnen mehr zu bewilligen, als — sein Beispiel. Wenn andere Regenten sich wohlbedächtig alles Gute, den Unterobrigkeiten dagegen desto freigebiger alles Böse zuschreiben lassen, wenn Feldherren sich die Ehre der Siege zueignen, und mit der Schande der Verluste ihre Untergebenen überhäufen; so brauchte Friedrich dieser Kunstgriffe nicht. — Der Gerechte, der Weise verlangte nur das Urtheil von Gerechten und Weisen, und hatte einen starken Glauben an die Kräfte der Nachwelt, die das Andenken eines Königs nicht entheiligen lassen würden, der über seinen Staat war, doch so, daß das

Gesetz über beide gieng. Hielt er je sich selbst für etwas mehr, als was er von Gott und Rechtswegen war? für den obersten Richter der Handlungen, nicht aber des Verstandes? Wirkte er sonach je anders, als mittelbar, durch Verbreitung vernünftiger Grundsätze? Ueberzeugt, daß die Gesetze der Vernunft die unabänderlichen Bedingungen unserer menschmöglichsten Glückseeligkeit und Vollständigkeit enthalten, forderte er nie Versprechungen, die das Gewissen in eine grausame Collision der Ueberzeugung und des Versprechens setzen, vielmehr galt bei ihm der ehrliche Mann über alles. Seine wahrhaft große Fähigkeiten verwandte er zu wahrhaft großen Zwecken, und durch sein Beispiel lehrte er, nach eigenen Erfahrungen und eigenen Einsichten zu urtheilen, und nicht nach blindem Vertrauen, und dies nannte er aufklären. Theorie war seine Sache nicht. Seine Wissenschaft gieng geradezu auf Anwendung im Leben. Was er wußte, war entweder schon practisch an sich selbst, oder ward es

durch ihn. Allem gab er diese practische Stimmung. Seine Regierung war Lebensweisheit. Nie überließ er sich seinen Subalternkönigen, wie er sie nannte: allein von der Vernunft hieng er ab, wie ein gehorsamer Sohn von seinem Vater. Seine Worte, er mochte reden oder schreiben, waren darstellend, und hatten so etwas Eigenthümliches, daß man seine Art sich auszudrücken, Königsstyl nennen konnte. Dieser Königsstyl hatte Geist und Leben, so wie der von Zimmermannsche Hand und Fuß hat. — Der König führte Krieg, und blieb Menschenfreund; er machte Frieden, und hörte nicht auf, ein Feind des Unrechts zu seyn. „Beide Kaiserinnen," versichert er, „würden gestehen, daß „ohne ihn ein, ja wohl zwei, allgemeine Kriegsfeuer in Europa entstanden wären, und daß „er nur Kapuzinerdienste gethan, und die „Flamme ausgelöscht hätte." Er irrte; und wer irrt nicht? Er war ein Mensch, und wäre er nicht weniger, als Mensch, gewesen, wenn er mehr hätte seyn wollen? Der Tod, der

solch

solch ein Leben endete, war zum Küssen schön. Wer ist nicht geneigt, zu solchem Leben und zu solchem Tode da capo zu rufen? — So jeder, der Friedrich den Zweiten zu verehren versteht: und wie unser Ritter?

Wahrlich es ist Zeit, daß ich jetzt den Rahmen zu dem Bilde Königs Friedrich des Zweiten, welches Ueberritter von Zimmermann nagelneu gezeichnet hat, anpasse. Mein Vetter will ihn vergolden. Immerhin! Man hätte glauben sollen, Herr von Zimmermann würde es auf meliorem compositionem von Alexander und seinem Leibarzt, dem Hofrath Philippus, angelegt haben. Da indessen bei diesem Bilde Friedrich der Zweite die Hauptperson gewesen seyn würde, indem Alexander die vermeintliche Giftmixtur nahm, und seinem Arzt den Brief überreichte; Friedrich der Zweite indessen, weder zu Aerzten, noch zu Arzeneien Zutrauen fassen konnte, und nur mit genauer Noth sich der Protection des Löwenzahns empfahl; so konnte unser Ritter von dieser Alexander-Phi-

lippus-Geschichte keinen passenden Gebrauch machen, und eine Friedrichs-Zimmermannsche daraus emendiren und corrigiren.

Zur Sache. Nachdem Herr von Zimmermann sich schriftlich darzustellen die Güte gehabt; (denn mündlich belästigt er (S. 147.) doch keinen Menschen mit dem, was ihm angeht, und erzählt, wie es sich gebührt, von sich selbst nichts in Gesellschaft, dazu gehört ein starker Glauben!) so ist es ihm wohl zu erlauben, weil es doch überhaupt nicht gut ist, daß der Mensch allein sey, und ein Abstich sehr förderlich und dienstlich zu seyn pflegt, die Hauptsache in ihre eigentliche Gerechtsame zu setzen, den König Friedrich den Zweiten zu conterfeyen. Ein Eisen schärft das andre. Ein Diamant hilft dem andern zum größern Glanz. Wenn indessen gleich die linke Hand ein Pendant der rechten ist; so ist und bleibt die rechte Hand doch die rechte, — und Zimmermann, Zimmermann! — — Freilich soll man denken, ein politicus in superlativo würde des Kö-

nigs Grundsätze mit der Lage seines Staats, so wie er den Staat aus den wahrhaft frommen Händen seines Herrn Vaters, der ihm kein guter Vater war, erhielt, und so wie er ihn Sr. jetzt regierenden Majestät zurückließ, balanciren, und auf diesem Wege so Mancherlei und Manches zu bemerken sich die Mühe gegeben haben. Wie viel Stoff! des Löwenzahns unsers Ritters würdig! Tiefe und Höhe, ins Innere der Natur des preußischen Staats dringende Blicke, scharfe Bemerkungen, feine Entwickelungen, die den Karakter des Königs von allen Enden und Seiten psychologisch und überhaupt keck-philosophisch aufgeschlossen haben würden, hätten hier zeigen können, weß Geistes Kind unser Schriftsteller sey. Da wäre ihm die Bemühung des Königs nicht entgangen, seine zum Theil unzusammenhängende Provinzen zu einem so großen Eins, als nur möglich, auszubilden, um diesen seinen Staat so zu sichern, daß die Pforten großer Reiche ihn zu überwältigen nicht im Stande waren. —

Das gewöhnliche Mittel, kleine Staaten gegen größere zu decken, ist denn wohl freilich die Zusammenverbindung kleiner Staaten, allein es giebt noch probatere, wenn man den Kräften der Staatsbürger zur menschmöglichsten Ausbildung verhilft, wenn man durch Frugalität, durch Uebung in Waffen, durch Muthsprämien, durch scharfe Disciplin und durch herablassende Vatergüte sein Volk groß macht und zum Ziele bringt, und that dies nicht der König? Da hätte unser Ritter die Karakterzeichnung des Königs nach den feinsten Nuancen ausformen, treffen und genau bestimmen können: da hätte er ihn durch eine glückliche Zusammenstellung der Begebenheiten handgreiflich schildern müssen! Selbst wenn er auch jenen Ton redlicher Alten nachahmen wollen, welche den Zusammenhang der Thaten großer Männer überschlagen und sich an zeitvertreibende Anekdoten halten, was für ein Feld wäre ihm selbst alsdann noch geblieben, falls er sich an einen festen Plan gehalten, und sich z. B.

etwa bloß mit einigen Hauptgruppen beschäftigt hätte. — Denn freilich giebt es auch von diesem wunderlichen Heiligen Legenden, denen man es aber fast an der Stirne anzusehen im Stande ist, daß es Legenden sind. — Ex ungue leonem. — König Friedrich hatte bekanntlich, wie weiland Janus, zwei Gesichter, ein Gesicht der Härte und ein Gesicht der Milde, des Königs und des Menschen, ein Gesicht der Erhabenheit und der Liebenswürdigkeit, und diese Gesichter in eins und in Uebereinstimmung nicht etwa bloß mit sich selbst, sondern mit dem Staat zu bringen, dies wäre doch noch ein Stück gewesen, der Stärke unsers vielvermögenden Pinslers würdig. Kurz und gut! man erwartete von einem Zimmermann die Physiognomie des Königs, indem der Staat und der König doch nun einmahl zur Beurtheilung Ueberritters von Zimmermann verurtheilt waren. Da indessen Arabesken jetzt Mode sind; so wollte unser Mahler diesen Geschmack, und zwar nicht à la Raphael, sondern à la Zimmer-

mann, sich eigen machen. Zu weit getriebene Kriegsübungen schwächen den Muth, zu viel Grammatik das Genie, und zu viel Ordnung den Geschmack. Unser Schriftsteller erzählt gewiß nicht bloß chronikenmäßig seine drei und dreißig Unterredungen mit dem Könige, sondern verbindet diese Erzählung mit so viel extrafeiner Philosophie und Politik, daß sein Hochgefühl und seine lebhaft angeregte Denkkraft, wie Stroh beim Feuer, lichterloh in Flammen gerathen, und mahl auf mahl in Feuersbrünste von Begeisterung ausbrechen. Rom brannte so kläglich schön, als Nero es ansteckte. Mögen kleinstädtsche Gelehrte durch ihr grünes Glas sehen: — hier ist ein Berg und keine Maus. Ihr ABCschüler, ihr Leipziger Magister, die ihr im Zimmermannschen Werk Auswahl, Ordnung, und die vierhundert Bücher vermißt, welche der Verfasser der Vie de Frédéric II. Roi de Prusse gebraucht hat, gönnt der Wahrheit die Ehre, und gestehet, daß es euch an Athem fehle, den Zimmermannschen

Ehrenberg zu erklimmen, und an Geschmack den Ehrenkranz zu beurtheilen, den die Hellanodicae ihm zuerkennen. Kommt es denn etwa bloß auf Kopfbrechen an? und giebt es nicht große Sachen, die man aus dem Ermel schüttet? Was soll denn eure Logik und eure Menschenkenntniß, wenn ein Mann wie Zimmermann mit Seele in die Seele, mit Herz ins Herz mahlt? Kommt es denn nur aufs bloße Neue vom Jahr an? oder ists nicht genug, wenn ein Schriftsteller bekannte Thatsachen so neu motivirt, anordnet und anwendet, daß, wenn der König sie lesen sollte, er Höchstselbst weder seinen Industrie-Ritter, noch sich, kennen würde. Redet, von Zimmermannsche Neider! Kann man neuere Neuheit zu Markte bringen? Will man denn im Homer mehr, als den Homer? Gilt solch ein Dichter nicht mehr, als ein ganzes Jahrhundert von Geschichtschreibern? — Ist nicht alles im Zimmermannschen Ueber fast so neu, daß man de credulitate zu schwören geneigt ist,

es sey dieses prosaische Werk ein Gedicht, versteht sich, Helden- oder Ritter-Gedicht. O! es fehlt auf keinem Blatte an dieser sublimen und Original-Weise in dem von Zimmermannschen Berg—Werk... Ein Ausdruck, den der Zufall mischte, und den ich um vieles nicht streichen würde. Sehen geht vor Sagen!

Einer der ersten und Hauptzüge im von Zimmermannschen Könige Friedrich dem Zweiten ist denn wohl unstreitig, da der König (S. 139.) seinen Huth mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit abzieht, sein Haupt neiget, und spricht: Adieu, mein guter, mein lieber Herr Zimmermann, vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben; als welche Worte den Herrn von Zimmermann in eine ausserordentliche Bewegung setzten. Seine Brust war wie zerrissen. Es schien ihm, er müßte auf der Stelle ersticken. Er ging nach der tiefsten Verbeugung nur um einen Schritt zurück, stand sodann aber noch gerade vor

dem König, stieß einige Worte der zärtlich-sten Rührung aus, beugte sich noch einmal so tief er konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer, und verging fast vor Betäubung, Wehmuth und Schmerz. Mein Vetter wünscht zu wissen, wie doch dem Könige diese Pantomime gefallen habe; allein was kann denn nun Herr von Zimmermann dafür, daß er einmal des Königs cher Monsieur, bon Monsieur und Ami war; wenn gleich Herren mit weißen und gelben Ringen um die Nasen allgemein in Deutschland und in der Schweiz jubilirten, als in allen Zeitungen stand: der König habe gleich bei seiner Abreise aus Potsdam den Hofrath Fritze aus Halberstadt nach Sanssouci berufen; denn sie wähnten: mit diesem plötzlichen Rufe habe der König dem Herrn von Zimmermann eine Nase gedrehet. O der Herren mit weißen und gel-ben Ringen, die nicht wissen, daß Herr von Zimmermann in der Person des Herrn Fritze eine Art von menschenfreundlicher Revolu-

tion zum Besten der preußischen Armee veranlaßte. (S. 126.) Ueberhaupt wird so leicht niemand auftreten, der in so kurzer Zeit so viel in Berlin bewirken können, als der Revolutions-Ritter von Z. Und wenn hat König Friedrich der Zweite je in einem fort gesagt; (S. 289.) das ist sehr gut, das ist vortreflich gedacht und gesagt; — ich freue mich, zu sehen, wie sehr unsere Denkart zusammenstimmt? Schön und merkwürdig sind die Worte des Königs (S. 91.) zum Grafen Lucchesini und den übrigen Herren von der Abendgesellschaft: Zimmermann ist ganz und gar kein Scharlatan; er ist ein ganz anderer Mann, als alle!!! Aerzte, die ich kenne. Man kann mit ihm sprechen, worüber man will. Ich bin ihm Dank schuldig, und bin unendlich!!! mit ihm zufrieden. Wem fällt hier die äsopische Fliege ein, die auf der Speiche eines Wagenrades sich brüstete, und zu sich selbst sprach: Wie viel Staub mach' ich! Mögen indessen die Herren

mit weißen und gelben Ringen, mit jenen Allen (in ihrem untern Revier) (S. 127.) schreien, bellen, schreiben, lügen, schimpfen, schänden und verläumden, und aus einer Entfernung von 300, 400 und 600 deutschen Meilen recht amüsante Momusgesichter machen. Mögen sie doch! —

Eine nicht minder erhebliche Denkwürdigkeit vom Könige ist, daß Herr v. Z. ihn nicht in Rheinwein baden lassen, (S. 147.) als welche Mähre nach der Schweiz, nach Hannover und durch ganz Europa ging, wobei indessen dem Herrn v. Z. bloß für den armen deutschen Journalisten leid that, dem der Mund wohl jämmerlich nach diesem schönen Bade mag gewässert haben. Ja wohl gewässert! Weg mit diesen feldscheererisch dummen Einfällen (S. 148.) und jenem vermessensten Lügenbrief, den ein Feldbarbier oder Arzt aus der allerniedrigsten Classe (vielleicht ein berühmter Doctor) dessen Nahmen Herr v. Z. nicht kennt, sich auf seinen, des Herrn

v. Z. Nahmen, zu taufen sich erfrechte. Herr von Zimmermann, der, was er in medicinischer Absicht von dem Könige erzählt, (S. 150.) nur bloß die kleine Lücke ausfüllt, die Herr Professor Selle die Gütigkeit hatte, in seiner Krankheitsgeschichte offen zu lassen, (andere Leute finden diese Ritze nicht) und übrigens alles bestätigt, was Selle gesagt hat, ist nun zu Rückblicken gefaßt, und will Anmerkungen und Schlüsse über das Ganze seiner Erzählung machen, (S. 149.) oder daraus folgern, zwischendurch denn auch mancher anderer Charakterzüge des Königs erwähnen. Wer Augen zu sehen hat, lese. Hier und da sagt er auch wohl etwas, das zu der Geschichte des Königs gehört, vorausgesezt, daß man etwa solche nach Plutarchs, oder (wenn man lieber will) nach irgend eines königlichen Kammerdieners Manier aufgefangen, und selbst gemachte Beobachtungen bei der großen Darstellungskraft unsers Zeitalters und bei dem hellen Son-

nenlichte unserer großen Aufklärung nicht verachtet. Selbsteigene Worte unsers Ritters; zu lesen S. 149. und 150. Wer sie fassen kann, der fasse sie! — Von mir armen Bildhauer heißts: manum de tabula! mein Magister selbst bückt sich abermals tief und bewundert! — Schon ists viel, sehr viel, in neun Reihen Plutarch! Kammerdienermanier! große Darstellungskraft unsers Zeitalters! und helles Sonnenlicht unserer Aufklärung! gemächlich unterzubringen. — Wie fein und lieblich doch die heterogensten Worte bei einander wohnen. Wer darf so etwas den Gedanken bieten? — — —

So wie Ritter Hudibras nur einen Sporn führte, indem, wenn er die eine Seite stach, die andere sich von selbst ergab; so scheint auch unser Zimmermann mit der Seelen-Arzenei den Körper zu heilen, und in der That, wenn die Herren Aerzte es auf die Seele anlegten, wie viel könnten sie über den Körper ausrichten, da ihnen das vice versa so viel Dienste thut! — Eine nagelneue Curart, die unser

Ritter an Friedrich dem Zweiten nicht ohne allen Seegen versuchte, und die ihn auch in Stand setzte, zwischendurch mehr von der Seele des Königs, als von seinem Leibe zu saalbadern. — Dafür war Ueberritter von Zimmermann auch ein ganz anderer Mann, (S. 191.) als alle Aerzte, die der König kannte. Darum war er ihm auch Dank schuldig, und unendlich mit ihm zufrieden.

Der König wollte (heißts S. 151.) selbst nur im Grunde erleichtert seyn, wollte höchstens, daß man für seine Eßlust, für seinen Stuhlgang und für seine Verdauung sorge, und unmittelbar darauf lauten die Worte, wie folget:

Von mir (dem Herrn von Zimmermann) verlangte der König übrigens weiter nichts, als ein Mittel, das ihn auf der Stelle heile. Wahrlich diese Stellen müssen mit medicinischer Politik zusammenpassend gemacht werden, sonst sollte man in Verlegenheit kommen, sie als Widerspruch anzusehen.

Magen und Unterleib, und die, Gott weiß wie, mit beiden so mächtig zusammenhangende Imagination hatten mehr Gewalt (S. 153.) auf den König, als man sich wohl vorstellt. Eine üble Verdauung drückte ihn gewaltig nieder, und kaum war der Druck weg, so loderte sein großer Geist wieder hoch empor. Uebler Laune war zwar der König oft in seiner Krankheit, indessen hatte sie nur in einem Moment des 24. Junius, als Herr v. Z. eine Consultation mit Herrn Selle in Vorschlag brachte, etwas heftiges. (S. 154.) Sonst lag in dieser üblen Laune auch nie ein Verdacht von Gram, und ward ganz anders ausgedruckt, als die Laune seines Herrn Vaters, der sie auf eine gar sonderbar-christliche Weise ausdrückte, weil Friedrich Wilhelm der Erste aufrichtig fromm war. Ein gemeiner Schriftsteller hätte hier die Art, die Krankheit zu leiden, den Tod zu erwarten und wirklich zu sterben, in Vater und Sohn bemerkt, und eine

Paralel gezogen, wie ein aufrichtig frommer König, und ein Philosoph von Sanssouci, der mit genauer Noth vom Atheisten zum Deisten bekehrt war, krank sind und sterben; allein Herr v. Zimmermann begnügt sich, zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm eine deutsche Naïvität gehabt, die, da er einer Dame in ihren zu sehr entblößten Busen gespien, (S. 155) gar zu deutsch gewesen, und daß er seinen Kammerdiener, der im Seegen, welcher am Ende des Abendgebets stand, das Wort Du in Sie verwandelte, und „der Herr seegne Sie" las, mit den aufrichtig-christlichen Worten auf den rechten Weg gebracht: „du Hundsvott, der nicht weiß, daß ich im Himmel so gut „ein Hundsvott bin, wie du!" Herr v. Z. heißt (S. 156.) nun zwar selbst dieses aufrichtige Christenthum eine christlich-komische Art, und bemerkt, wie des aufrichtig frommen Königs, Friedrich Wilhelm des Ersten großer Sohn tief und eingreifend gefühlt habe, was er war, und was wir alle sind, oft mit De-

muth,

muth, mit Trübsinn und mit wahrer Melancholie. Zwar scheinen alle diese, wie Kraut und Rüben in einander gehackten Worte so ohne allen Zusammenhang zu seyn, daß vielleicht Küchenkommendant Noel der Große, in hoher Person, hier keine eßbare Schüssel aus diesem Chaos zu schaffen im Stande seyn würde; allein ein anders ist ein Küchenkommendant, ein anders ein Apothekenkommendant! Auch ist es kein Wunder, wenn ein Arzt sich eine Receptenschreibart, wo auch Kraut und Rüben unter ein A und O zusammen kommen, sie wissen nicht wie? angewöhnt. Diese Receptenschreibart kann zum Beitrage der Ausdrucks-Charakteristik dienen, die ich oben von unserm Ueberritter zu entschatten mir die Erlaubniß genommen.

Die Worte des Königs:

„Ach ich war doch nur ein armer,
„sterblicher Mensch, (S. 157.) und
„ich bin nichts mehr, als ein altes
„Gerippe; ich tauge zu nichts mehr,

„als hingeworfen zu werden auf den
„Anger:"

sind bei weitem nicht im Stande, seinen Trübsinn und seine Melancholie zu belegen, und wie wird denn wohl Herr v. Z. den Glauben des Königs: das blinde Ohngefähr sey die einzige Ursache seines Daseyns, wahr machen? wie beweisen: daß er tief und schrecklich seine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der alles zerstörenden Kraft des Alters und der Zeit gefühlt, und daß dieser große Held und König den Trost, das Hochgefühl, das der allergemeinste und allergeringste Mensch haben kann, wenn er will, nicht gehabt; daß ihm der erhabene Trost, der eben aus unserer Schwäche und Abhänglichkeit fließt, der Gedanke unserer Abhänglichkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers Daseyns gefehlt habe? Es gehört Beweis dazu, daß Friedrich der Große sein Leben für einen Hauch, den das Ohngefähr

gebahr, und der im Alter verdufte, gehalten. Ist denn ein schüchternes: ich zweifle! eben so viel, als: ich läugne schlechterdings? Unmöglich kann der Gedanke unserm Doctor, der, wie der König in seiner Abendgesellschaft (S. 91.) versicherte, ganz und gar kein Scharlatan ist, unbekannt seyn, daß es den Menschen mit den Zweifeln, wie mit dem Rhabarber, gehe, welcher nicht nur die schlechten Säfte abführt, sondern auch selbst so gütig ist, ihnen das Geleite zu geben. Ist der schwache Glaube etwas mehr oder etwas weniger als Zweifel? Verrieth Petrus nicht seinen Herrn und Meister, bei aller seiner Glaubensstärke, dreimahl, ehe der Hahn zweimahl krähete? welches wir vom Zweifler Thomas (dem Apostel nämlich) nicht lesen. Auch hängt unser Glaube nicht vom Wollen, unsere Vorstellungen vom Tode dagegen gemeinhin von der Beschaffenheit unserer Krankheit und unserer Lebenslage ab. Wem sein Leben ein wahrer Tod gewesen, wird den Tod ein Leben nennen, und wo ist der Sterb-

liche, — den ersten den besten nicht ausgenommen, der, wenn er gleich nicht sagen kann, er stürbe täglich, doch Tage gelebt hätte, von denen es hieß: sie gefielen ihm nicht? — Mit was für Beängstigungen quälte sich Haller, und wie unduldsam war Samuel Johnson, der trotz Hallern so oft in einen Zustand der Zerknirschung — fiel. Es ist unrecht, etwas dem schwachen Glauben zurechnen wollen, was auf Rechnung des schwachen Magens oder eines andern körperlichen Gebrechens gehört. —

Die Thoren, heißts in der Bibel, sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Die Weisen reden ohne alle Heuchelei öffentlich über diesen Gegenstand, sagen ihre Zweifel und ihre Wahrscheinlichkeiten, und wer war von ihnen je so frech, selbst in seinem Verstande zu sprechen: es ist kein Gott! kein Weltgrund! denn eben durch diese Behauptung würde er den Nahmen eines Weisen aufs Spiel setzen. Ueber der That findet man indessen heut zu Tage keine Bedenklichkeit, nur über den Nahmen wird man roth

in dieser Wortwelt! Der Heuchler ist unter den practischen Atheisten der erste und abscheulichste; denn wie wenig sind, die Durchsicht genug haben, ihn dieses Verbrechens zu zeihen, wenn er sich mit Worten wohl vorsieht, und fein säuberlich ziert. Es ist gewiß ein unmenschlicher Gedanke des göttlichen Plato, wenn er in seiner geistigen Abderitenrepublik des Dafürhaltens ist, daß die Menschen ihres eigenen Bestens wegen hintergangen werden könnten. Betrug ist Betrug! Dagegen ist der christliche Ausspruch des unchristlichen Königs Friedrich des Zweiten unsterblich: „Bei mir „kann jeder glauben, was er will, wenn er nur „ehrlich ist." — Denn der Stifter der christlichen Religion sagt desgleichen: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Nicht die Herr! Herr! sagen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Aufs Handeln, aufs Thun und Lassen, auf den Lebens- oder lebendigen Glauben an Gott, der durch Liebe werkthätig ist, kommts an; und so wie Leiden-

schaften durch keine Gesetze erstickt werden können, da die menschliche Natur sich nicht umschaffen läßt, so besteht die christliche Tugend in beständigem Kampf. Nicht als ob ichs ergriffen hätte, sondern ich jage ihm nach, ob ichs auch ergreifen würde. Auch im Alter noch meldet sich der alte Adam, und wenn man nicht ein Tugendtaschenspieler seyn, und die Mittel, welche uns Vernunft, Gewissen und Christenthum lehren, wodurch man zu Gott und zur Tugend kommen kann, für die Tugend selbst, vermittelst eines Hocuspocus, auszugeben die kunstreiche Dreistigkeit hat; so wird man bekennen, daß Menschen nie aufhören können, und ich setze hinzu — auch nach der Welteinrichtung nicht sollen — Menschen zu seyn. Der angenehme Schriftsteller für Töchter edler Herkunft behauptet, es sey kein Traum, „daß „wieder eine starke und große Menschenart „erwachsen werde," und ich wünschte wohl, daß Friedrich Wilhelm der Erste, der aufrichtig-fromme König, diese Potsdammer noch

kennen zu lernen das Glück gehabt hätte. Auch schlägt der nämliche wohlmeinende Schriftsteller, wider die Wollust, und für die Bewahrung der Keuschheit der Jugend ein Mittel vor, wodurch denn auch unter andern die Orgelbauer und Instrumentenmacher unendlich über alle Künstler, und sonach auch über unser einen sich erheben werden. Mögen sie doch! Das geistisch-hermetische Mittel? — Die Erlernung des Generalbasses. Allein wenn gleich die Musik, von der man sogar der taktlosen Meinung gewesen, daß sie verzärtelte, durch diesen Umstand gerettet, und die Sage, daß im Himmel die Musik ein Hauptewigkeitsvertreib seyn werde, hiedurch auf einmal einen gewaltigen Zuschub von Vermuthung erhält; so bedürfen doch diese Behauptungen noch bestätigende Beweise, die ich ihnen vom Grunde des Herzens anwünsche, um nach dem probatum est derselben, ihrem Erfinder Hermäen, feiern zu können für und für.

Ich will wieder heim kommen. Gustav Adolph, sagt unser Ritter, brach durch geist-

liche Lieder (S. 159.) die Fesseln Deutschlands, und selbst König Friedrich der Zweite gewann durch ein schönes Morgenlied die unmittelbar nach diesem Liede angefangene Schlacht bei Leuthen gegen einen dreifach überlegenen Feind, wonächst ihm, Kraft dieses Liedes, nach wenigen Tagen (S. 159.) Breslau und vierzig tausend Oesterreicher in die Hände fielen. Nun freilich, wenn ihn solch ein Wunder nicht zum Glauben bringen konnte, so war wohl nicht mehr zu erwarten, als daß er vom Atheisten mit genauer Noth zum Deisten gebracht wurde. Wäre er indessen nur ein Deist gewesen; allein leider! er war nur ein Semideist, ein Deist, der vieles nicht zugab, was doch ein Deist zugiebt, (S. 245.) (als wenn es hier so beim Glauben und Zugeben hergienge, wie beim Essen und Trinken,) der indessen bisweilen doch ziemlich ernsthaft wissen zu wollen schien, ob man auch etwa vielleicht die Sache nicht anders nehme? In so weit könnte man denken, der König habe

in seinen letzten Tagen über diese Punkte doch etwas geschwanket; indessen — ließ er sich nichts von seinen felsenfesten Meinungen, Gesinnungen und Entschlüssen abdingen!

Jetzt carmina non prius audita; doch aber unter der Rose, unter einem: ceci soit dit entre nous! Etwas, das nur wenige Menschen wissen, will ich hier (sagt Herr von Z. auf der merkwürdigen und schönen 245. Seite) nur mit einem einzigen Worte berühren. Die Unsterblichkeit der Seele und die christliche Religion glaubte Friedrich der Große zuverlässig nicht; aber vielleicht war er hie und da ein wenig abergläubisch. Daß alle diese, trotz dem Könige Friedrich dem Zweiten, schwankende Behauptungen sich gewiß nichts von Präcision abdingen lassen, versteht sich von selbst; indessen bleibt es abermals schön und merkwürdig, daß all' dies zusammen sich auf einer Seite vertrage, und eben dieser Umstand beweiset denn wohl sonnenklar, wie sehr unser

Ritter Hochselbst sowohl hier, als fast auf jedem Blatte seines unsterblichen Uebers, den Ruhm der Duldung verdiene, den derselbe auf der belobten 245. Seite dem Könige beilegt; denn in Wahrheit, diese 245ste Seite ist so äußerst nachsichtig und tolerant, als irgend etwas seyn kann. — Bei Gelegenheit der von Zimmermannschen gelehrten Anzeige, daß König Friedrich der Zweite (S. 244.) über seine Erwartung eine Zeit hindurch, bevor er (nämlich Ritter von Z.) nach Potsdam gekommen, und während der Zeit, da er in Potsdam war, (eine güldene Zeit!) mehr als sonst seit vielen Jahren von Sachen des Deismus gesprochen, kann man sich nicht des Wunsches entbrechen, daß unser in allen Fächern, besonders, seit kurzem, im Christenthum so große Zimmermann diese Sachen näher zu entwickeln die orthodoxe Herablassung gehabt hätte. Man verbindet mit dem Begriffe von Gott gewöhnlich nicht etwa eine blind- taub- und stumm-wirkende ewige Natur,

als die Wurzel aller Dinge, sondern ein solches höchstes Wesen, das durch Verstand und Freiheit der Urheber der Dinge ist. Denn nur mit einem dergleichen höchsten Wesen kann freien und vernünftigen Geschöpfen gedient seyn. In dieser Beziehung würde sich der Deist nicht beschweren können, wenn man ihm allen Glauben an Gott abspricht, und ihm bloß das Privilegium der Behauptung eines Urwesens einer obersten Ursache menschenfreundlichst bewilligt. Da indessen von niemandem darum, weil er etwas zu behaupten sich nicht getrauet, nicht zur schuldigen Dankbarkeit angenommen werden kann, er wolle dies geradezu abläugnen; so hat schon ein Kernschriftsteller den toleranten Vorschlag gethan, vom Deisten zu sagen, er glaube einen Gott; vom Theisten aber, er glaube einen lebendigen Gott. (summam intelligentiam.) — Wie schrieb sich nun Friedrich der Zweite unchristlichen Andenkens? mit einem D. oder mit einem T? Hatte er über diesen Gegenstand nachgedacht, oder waren seine Be-

griffe noch ein unbeholfenes Chaos? War er hier fleischlich oder geistisch gesinnt? Glaubte er mit der alten Welt, daß Götter und Menschen aus einer und der nämlichen Familie wären? War er Dichter oder Philosoph in diesem Artikel? Hatte der Religionsunterricht, den ihm sein aufrichtig-frommer Herr Vater ertheilen ließ, Einfluß bei diesen seinen aufrichtig-unfrommen Begriffen? u. s. w. Gewiß eine sublime Materie, würdig unsers Doctors in allen obern und untern Facultäten! Entweder mußte er diesen Punkt unberührt lassen, oder ihn gründlicher behandeln. Ohne Zweifel konnte er, nur er wollte nicht, dies sein entre chien & loup auflichten! —

„Der König war etwas cynisch angezogen, (cynisch?) und hatte an der linken Hand zwei Ringe, jeden von einem sehr schönen Solitair-Brillanten, an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und großer Bedeutung, einen großen schlesischen Chrysopras, also das beständige Merkzeichen der

Eroberung Schlesiens!!! Brillanten (S. 171) waren ihm nicht schön genug, der König ließ noch Folien von allerlei Farben darunter legen. Mein Vetter, der Magister, kann sich durchaus nicht überreden, daß der König Schlesien am Finger getragen, und erklärt eine dergleichen Denkart für Prahlerei, welche dem großen Könige nicht eigen wäre. Auch glaubt er, den Ringen besser auf den Grund zu sehen, wenn er des Dafürhaltens ist: der König habe nur seinen armen Juvelierern in eigner Person und durch Beispiel Verdienst zuwenden, und den Luxus, wo möglich, auf eine Sache lenken wollen, die, wenn sie einmal angeschaft ist, für Kindeskind bleibt, und nie ganz aus der Mode, und nie ganz aus dem Werthe kommen kann. Er will noch mehr von diesen Ringen sagen; allein ich finde in dem von Zimmermannschen Gedanken, daß der König immer ganz Schlesien an seinem Leibe getragen, eine große Idee. Dank dem Folie-Erklärer dieser königlichen Ringgrille! Herr v. Z. hat überhaupt dem

Leben des Königs eben den Dienst gethan, den eine Folie einem Ringe erweiset, und in Wahrheit dies ganze von Zimmermannsche Ueber ist eine Folie aller Folien. —

Tief und eingreifend fühlte er, was er war — oft mit Demuth, mit Trübsinn und mit wahrer Melancholie. (S. 156.) Traurige Gefühle hatte also Friedrich der Große in seinen letzten Tagen, und kurz vor seinem Tode, die er nicht aus Eitelkeit und affectirter Seelengröße verheelte. (S. 161.) (Auch gut!) Indessen behielt er doch immer seinen festen Muth (ibidem) durch die Kraft und den Trotz, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens. Bis ganz an seinen Tod that er mit der größten Unverdrossenheit alle seine Geschäfte, und mancher Fürst könnte, wie Herrn v. Z. deucht, sich des Geistes freuen, den Friedrich der Große am Abend seines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem großen Nahmen. Noch an dem ewig denkwürdigen Tage, da Herr

v. Z. in Potsdam war, oder wenigstens kurz vorher (S. 162.) schrieb der König ein Meisterstück von Politik in der Instruction für einen seiner Gesandten an einem der ersten und mächtigsten Höfe von Europa; auch faßte er in Absicht auf eine auswärtige Angelegenheit Entschlüsse, die so rasch und kühn waren, als in seinen besten Jahren. Die wahre Melancholie des Königs muß doch nach diesen von Zimmermannschen Aeußerungen von einer ganz besondern Art gewesen seyn, und könnte sehr leicht andere brave Menschen verleiten, auch so wahr-melancholisch werden zu wollen, und das sollte doch nicht! —

Was kann ein König mehr thun und mehr sagen, (S. 164.) wenn er seine geheimen Secretaire um 4 Uhr verlangt, nachdem sie zuvor um 6 oder 7 Uhr gekommen waren: „Diese „Mühe, die ich Ihnen mache, wird nicht lange „dauren. Mein Leben ist auf der Neige. Die „Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie „gehört nicht mir, sondern dem Staat.“ Da ist

gewiß jene wahre Melancholie nicht zu finden, wenn man sie auch mit der Laterne des Diogenes suchen wollte, der zwar ein Cyniker war, indessen nicht Ringe trug. —

Mäßig seyn und lange Weile haben, konnte der König nicht. Von einem einzigen tödtlich-kranken Manne, ward gewöhnlich von 4 bis 6 oder 7 Uhr (S. 165.) ein Königreich (die andern Provinzen nicht ausgeschlossen) regiert, und auch alle auswärtige Geschäfte durch ganz Europa abgethan. So braucht es also nur zwei bis drei Stunden, Land und Leute zu regieren? Wahrlich! ein gemächlicher Stücklein Brodt wirds wohl schwerlich auf Gottes Erdboden geben.

Ich will die übrigen Denkwürdigkeiten vom Könige Friedrich dem Zweiten kurz, und was noch mehr heißt, so viel möglich, ohne Leipziger-Magister-Anmerkungen mittheilen.

Der König nannte den Ritter v. Z. Sie — nicht Er oder Ihr. (S. 23.) Zwar schlug Herr von Z. diesen Funken aus dem französi-

schen Vous heraus; wie konnte der König indessen einen Ritter anders heissen, den er wohl nicht vertrauter behandeln konnte, als wäre es Ritter Bayard selbst gewesen, sans peur & sans reproche. — Des Königs Briefe an d'Alembert würden wenige französische Gelehrte, wenige Theologen und Staatsminister ohne Bauchgrimmen lesen. (S. 179.)

Der König war Arzt, curirte die Ruhr (S. 124.) besaß große Kenntnisse in der Heilkunde. (S. 285.) Sein Verstand, worauf doch zulezt in der Heilkunde alles ankommt, hatte in vielen Dingen eine Höhe erreicht, die wenige Sterbliche, und zumal wenige Regimentsfeldscheerer erreichen. — Der König hielt von je her die ganze Kunst für Quacksalberei. (S. 10) Eben wegen seines unbezwingbaren Aberglaubens an Aerzte und Arzeneikunst, hielt er die allergeringste Wirkung eines Arzeneimittels für ein Wunder, und den Arzt, der ihm die allergemeinste Sache vorhersagte, für

einen Prophet, — des Nachdrucks wegen nicht Propheten — (S. 153) liebte nicht medicinische Consultationen, sondern bekam, da Zimmermann an eine dergleichen mit Herrn Selle dachte, üble Laune. Meine unglückliche Erfahrung, sagte der König (S. 196.), machte mich zum Arzt. S. 285 sagte der nämliche König, daß er auf seines Herrn Vaters Befehl Medicin studiren müssen. S. 277. examinirte er Herrn von Zimmermann als Arzt, wie ihn in Göttingen, als er Doctor werden wollte, Haller, Richter, Segner und Brandel (und das vergelte ihnen der liebe Gott!) nicht examinirt haben. Alle hitzigen Fieber und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten, ging der König in der Reihe mit *ihm* durch. (S. 288.) Das nenn' ich ein Examen rigorosum, und wer sollte wohl nach diesem Umstande sich vorstellen, daß eben dieser Examinator, dieser große Arzt, (nach S. 10.) von jeher die ganze Kunst für Quacksalberei gehalten. — Grobe Widersprüche! fängt mein

Vetter an; allein ich antworte: Sublime Wahrheiten, die nur Semitonien ähnlich, den Dingen Haut=gout beilegen!

Ceci soit dit entre nous, sagte der König zu Herrn v. Z. (S. 81.), da die Rede von der Regierung des Königs in Frankreich war, die er in Amsterdam so unumschränkt als in Champagne übte, und Herr v. Z. macht dreimahl drei signa silentii — oder nach seinem Ausdruck, (S. 242.) eine dreifache Dreieinigkeit. —

(S. 210.) Eine ekele und infame Satyrsseele saugt Gift aus allem — und kocht dann schaale Epigrammen aus diesem Gift. (Das nachstehende öffentlich mitgetheilte Epigramm ist doch wohl an diesem von Zimmermannschen Staupenschlage nicht Schuld?

Vom Ritter mit dem großen Orden
Hieß es ohnlängst, er sey ein X geworden;
Des bessern ward man bald berichtet:
Ohnlängst geworden, war erdichtet.)

Mittelst dieser Ehrenpforte kommt Herr v. Z. zu den lieben Hündchens des Königs, wie folget. Der Hündchen des Königs will ich indessen doch erwähnen, weil seine zwar etwas übertriebene Liebe für diese liebenden und treuen Thiere auch etwas Sanftes im Herzen beweiset. So treu und liebend wie seine Hündchen, zeigten sich vielleicht dem Könige nicht immer alle Menschen. — Welch eine hohe und tiefe Bemerkung! und wenn mein Vetter durchaus darauf besteht, daß sich der König auch nicht immer allen Menschen so zeigen können, als diesen seinen liebenden und treuen Hündchens; so scheint der sublime Sinn dieser Worte noch schwerer zu erreichen geworden zu seyn. Uebrigens versteht es sich doch wohl so ziemlich von selbst, daß der König nicht alle Menschen immer auf hellblaue Atlasstühle liegen lassen können. (S. 210.) — Weit merkwürdiger und schöner ist der Umstand, daß diese Hündchens, wohl zu verstehen, kleine Italienische Windspiele, vor unserm Ritter nie

keinen Laut gegeben, welches doch wohl durchaus verdient, auf die Nachwelt zu kommen. Nie keinen Laut. Welt und Nachwelt! Nie keinen Laut.

Im Jahr 1785, als der König zum letztenmal nach der schlesischen Revüe reisete, war eins dieser lieben Hündchens sehr krank. (S. 211.) (Wie schmeichelhaft unser homme de probité (S. 128.) selbst gegen diese Thiere ist! Wie viele Menschen in seinem Ueberwerke, Herr Hottinger nicht ausgeschlossen, würden sich glücklich schätzen, wenn diese Hündchens die Wunden lecken mögten, die unser Ritter ihnen schlug, oder besser stach!) Er (der König), (S. 211.) befahl bei seiner Abreise, daß man ihm jeden Tag eine Staffette nachschickte, mit Nachricht von dem Befinden des Kranken. Bei des Königs Rückkunft aus Schlesien, war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmahl zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag, (die Regierungsuhr also mußte ste-

hen 24 Stunden) ließ niemand vor sich kommen, (er, der sogar seine letzten Stunden so auskaufte) und weinte bitterlich. (S. 212) Geduld, Vetter Magister! die Nutzanwendung steht vor der Thür: Güte des Herzens, und alles, was sie mitbringt und wirket, ist doch, gesteht es nur, ihr Leipziger Magister, und auch ihr aus Halle! unsere höchste Seeligkeit auf Erden. Witz und Laune, und jede höhere Geisteskraft geben einen höchst-unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dies besser und schärfer, als Friedrich der Große. Eine erstaunende Menge von Zügen himmlischer Herzensgüte, sind in Berlin aufgehoben und gedruckt, sind jetzt allgemein bekannt, werden wiederholet von Mund zu Mund, werden unvergeßlich bleiben in der Ewigkeit der Zeiten und in dem Rufe großer Dinge! (S. 213.) Worauf unsern Ritter nicht Hündchens bringen können, die nie keinen Laut vor ihm gaben!" —

Mein Vetter läßt sich nicht abdingen, daß der große Zimmermann die Herzensgüte des Königs, mit Vorbeigehung der lieben Hündchens, geradezu von sich selbst ableiten und in selbsteigenen Busen greifen sollen. Denn es lautet in dieser Hinsicht (S. 192 und 193.) wie folget:

Mehr Güte des Herzens, als man Friedrich dem Großen sonst zugetraut, (nicht doch! man hat diesem Könige von jeher viel Menschlichkeit zugetraut) und noch jetzt zutrauen will, (das ich nicht wüßte!) leuchtet auch schon aus seinem Verhalten gegen mich hervor, und aus manchem herrlichen Worte, das ich aus seinem Munde gehen hörte. Ohne wahre und innige Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, hätte sich der König nicht so gefühlvoll und liebreich gegen mich bezeigt, als ich einst das Glück gehabt, ihn in seinem Unmuth zu trösten. (Ja wohl!) Ohne wahre und innere Herzensgüte hätte der König am Tage vor meiner Abreise

aus Potsdam, nicht so liebreich und nicht so rührend den letzten Abschied von mir genommen. (Was hat Herr Magister dagegen?) Ohne wahre und innige Herzensgüte hätte der König mir nicht gesagt: — — Mir deucht, dies sind Züge des größten Edelmuths und der sublimsten Menschenliebe.

In Absicht auf Mode (S. 185.) war Friedrich der Zweite groß genug, um gerne hinter seinem Jahrhundert zu stehen. (Sublim!) Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod immer gekleidet, wie sie bei dem Antritt seiner Regierung gekleidet war. — So unsinnig ist wohl niemand, sagt Herr v. Z. (in der Note S. 185.), um dies so zu verstehen, als wenn ich sagte: Friedrich habe in Absicht auf jede Art von hoher Vollkommenheit, wozu er seine Armee erheben konnte, Veränderung nicht geliebt. — Aber in tausend andern, auch wichtigen und nur kleinern Dingen, liebte er doch einmal

zuverläßig Veränderungen nicht. Diese Stelle theile ich nur für Kenner mit, die den sublimen Schwung des großen Ritters bewundern können, denn er wollte es mit König Friedrich Wilhelm dem Zweiten nicht verderben, von dem er behauptete, daß er äusserst nothwendige Veränderungen durchaus machen müssen. — O der medicinischen Politik und der politischen Medicin! —

Von Hallern sprach der König (S. 48.) mit großer Güte und Gelindigkeit. Ein Beweis, setzt unser Ritter hinzu, daß Usong nicht bis zu ihm gekommen war, und eine Aufmunterung zum Glückwunsch, daß der gegenwärtige von Zimmermannsche Usong nicht zum Könige kommen könne. Nach S. 187. ist Haller der König aller deutschen Gelehrten, der Magister setzt hinzu: ja, König! Da indessen Se. Hallersche Majestät nach S. 282. es übel vermerkte, daß Herr v. Z. in seiner ersten Unterredung mit dem Könige, in die er 1771 ausbrach, an den Usong dachte, obgleich unser

sublime Menschenfreund bloß darum dieses Usong erwähnte, weil er glaubte, Hallers Usong (S. 283.) werde den König doch mehr intereßiren, als seine schönsten Experimente an Hunden (an Hunden?) und Katzen; so kommt auch dieser König aller deutschen Gelehrten nicht unverletzt und ungeschlagen davon. — Vielleicht kann seine Unterredung mit dem Kaiser, die der fromme und gewiß nicht demüthige Haller, indessen nicht öffentlich, feil bot, hieran Schuld seyn. Je ne voudrois pas, comme l'a fait Mr. Zimmermann, publier une conversation que j'aurois eûe avec une tête couronnée; je craindrois trop d'avoir sacrifié à la vanité; (S. 284.) schreibt von Haller: und unser Ritter versichert flugs, daß Haller in seinem Leben nicht vergessen, und es immer wieder gerügt hätte, wenn ihm auch nur jemand die Entdeckung des kleinsten Aederleins in einer Zehe streitig gemacht hätte. Nun da findet malcontenter Magister durchaus keine Ursache zum Kopfschütteln, so wie gewiß Herr Selle

unserm v. Z. seine Kleinzehe-Medicin des Löwenzahns ganz gerne lassen wird. Suum cuique, und so hoff' ich denn auch, daß Graf Hertzberg der West-Preusse unserm Ritter seine Politik nicht beneiden werde. — Darf ich indessen, ad vocem König unter den Gelehrten, in aller Deh- und Wehmuth vorschlagen, unsern Ritter den Kaiser unter den deutschen Gelehrten zu nennen, nicht nur, weil er Hallern weit, weit zurückläßt, sondern auch des Kaiserschnitts halber, den er so herrlich in seinen Schriften macht. Herr von Haller sprach mit einem Kaiser, und ist ein König; Herr von Zimmermann spricht mit einem Könige, und ist ein Kaiser — versteht sich unter den Gelehrten oder in der gelehrten Monarchie, als in welche Regierungsform die gelehrte Welt aus einer übermüthigen Republik sich umzuformen scheint! —

Da ich einmahl bei den deutschen Musen zu seyn die Ehre habe; so mag man denn wissen, daß der König ausser der Bibel und Arendts wahrem Christenthum kein deutsches Buch

gelesen habe, jedennoch der deutschen Muse nicht Hohn gesprochen, (S. 186.) sondern sie ihren Reihentanz (nämlich eine Allemande) tanzen lassen. Auch war er, der Purpurträger!! ihren rauhen Tönen nicht undankbar. (Was heißt das?) Niemand weiß nicht, welchen äusserst vortheilhaften Eindruck ihm drei unserer ersten und vorzüglichsten Männer, Gellert, Gleim und Garve machten.

(S. 187.) In den letzten zehn Jahren ließ er auch allmählig die angesehensten Berlinschen Gelehrten, Nicolai und viele andere zu sich kommen, und bezeugte sich gegen alle freundschaftlich, gnädig und gerecht. — Sulzer, dessen ich schon oben erwähnt, und der manchem deutschen Magister und Professor (S. 188.) Schneidermanieren beilegte, soll sich auch, wie Herr v. Z. l. c. versichert, nicht verwundert haben, daß doch ab und zu ein etwas linkischer und schwerfälliger deutscher Gelehrter in Vergleichung

mit den sprudelnden französischen Köpfen, dem Könige bengelhaft vorgekommen. (S. 189.) Dafür haben denn auch diese auf allen Straßen laufende schöne Geister ihre Abneigung gegen des Königs Deutschheit hämisch genug gelohnt, und ihm oft genug die Faust in der Tasche gemacht. -- Wann? wie? wo? (Quis? quid? ubi? quibus auxiliis &c.?)

Des Königs Körperbau war nicht stark. (S. 195.) Er selbst und seine feinfühlenden Nerven brachten manches Uebel über ihn, schon in seiner frühen Jugend. Gar zu früh hatte sich Friedrich der Große, mit der ganzen ungestümen Heftigkeit seines Temperaments, durch den Mißbrauch der Freuden der Liebe entnervt. — Aber wer in der Welt verstand auch besser als er, in der Folge seinen Körper abzuhärten, durch die Stärke seines Willens und die Kraft seines Geistes? (Die Stelle „wegen der Entnervung" ist durch eine Note commentirt.) Dies war auch der

Triumph der Franzosen am Anfang des sie- benjährigen Krieges, nämlich vor der Schlacht bei Roßbach! — Mit dem *Marquis de Brandebourg* (so nannten damahls Friedrich den Großen die französischen Lieutenante und Fähnriche!!) [Zwei Signa exclamandi, eins für die Lieutenants, eins für die Fähnriche!] hoften sie bald fertig zu seyn. Denn alle diese Herren, nnd zumal die aus Gasconien, sag- ten: *Cadédis! comment un Roi, qui est impuis- sant, sçauroit-il nous faire la guerre?* In so weit hatten die Franzosen Recht. Denn wo dieses Vermögen mangelt, hat auch der Kopf eines Mannes wohl etwa *bel esprit*, Witz und Anmaaßung; aber keine wahre und ho- he Geisteskraft. Hier schüttelt mein Magister gewaltig den Kopf, indem er befürchtet, daß in diesen wenigen Zeilen unser Ritter sein gegen- wärtiges Ueber, so wie aus den Augen gerissen, getroffen habe. Es wäre indessen doch eine unerhörte Hermenevtik, daß wenn man auch dem Magister zugeben wollte, daß hie und da

unser Homer in einen kleinen Mittagsschlaf gefallen, hieraus schon so geradezu gefolgert werden könnte, unser kecke Ritter, der andere mit einem Löwenzahn capaces macht, hätte selbst diesen Sporn verlohren. — Mit Fleiß sag' ich diesen. Unser Magister sollte über dergleichen kitzliche Dinge seinem Kitzel nicht so freien Lauf lassen. Er höre nur die Fortsetzung dieser herrlichen mannbaren Note. So gewiß waren darum die Franzosen (vor der Schlacht bei Rosbach) ihrer Sache, daß eine Dame! (dacht' ichs nicht, daß diese bei dieser sublimen Materie nicht so heil wegkommen würden) in Versailles versicherte, man werde nächstens den König in Preußen gefangen nach Paris bringen. Das freut mich, erwiederte ihr eine andre Dame: denn so sehe ich auch einmahl einen König! — Unser Ritter führt noch ein Epigramm auf Friedrich den Großen an, worin gesagt seyn soll: Friedrich sey der größte Held und König; aber wo denn auch ziemlich weinerlich hinzugefügt ward: *Ah que n'est-il*

homme! Man hielt eine Dame (sagt' ichs nicht?) für die Verfasserin dieses Epigramms. Wenn dies ist, fügt Ritter von Z. hinzu, und wenn diese Dame noch lebt, so kann ich ihr doch wenigstens den zuverlässigen Trost geben, daß noch kurz vor dem siebenjährigen Kriege, Friedrich der Große ihr auf eine sehr angenehme Manier das völlige Gegentheil ihres Epigramms hätte beweisen — können. Aber für das Wollen setzt unser Ritter (wollen mit Schwabacher) hinzu, kann *ich ihr* nichts verbürgen.

Schade, daß unser Ritter uns nicht mit so anständiger Gebehrde über diese ihm so eigene Materie noch näher unterrichtet, und den Zeitpunkt angiebt, wann denn der große König durchaus französisch-klein geworden, und das Gegentheil des bemerkten Damen-Epigramms nicht mehr auf eine angenehme Manier beweisen können. — Doch ein neuer Hippodromus!

Der König war kein Freund der Mäßigkeit im Essen. (An die Unmäßigkeit im Trinken

ken denkt Herr v. Z. nicht, obgleich diese den Dichtern, jene den Philosophen, sie mögen nun Lebens- oder Bücherphilosophen seyn, eigen zu seyn pflegt, — wenn sie nämlich der Unmäßigkeit in die Hände fallen.) Z. B. (S. 71-73.) Er hatte, wie immer, sehr viele Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den heißesten Dingen ausgepreßten Bouillon; (S. 72.) aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm er denn noch immer einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muscatenblühten und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück von nach rußischer Art zubereitetem, das ist, mit einem halben Quartier Brandtwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine große Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Waizen, und zur Hälfte aus Parmesaner-Käse besteht; dazu giebt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses alles wird in Butter so lange ge-

backen, bis eine harte und eines Fingers dicke Rinde umher entsteht; über alles gießt man endlich eine ganz aus den heißesten Gewürzen bestehende Brühe, und diese von dem Lord-Marschall in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem König emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so heiß und würzhaft war, daß sie in der Hölle gebacken schien, wie der Tischgenosse des Königs mir und meiner Frau (sagt der Ritter) versicherte.

(S. 101.) Als ich eben des Morgens wegging, ward dem Könige ein Teller voll Zuckerbrodt gebracht, das man *Meringues* nennt. Aeußerlich hat es eine Rinde von Zucker und Eyweiß, inwendig enthält es Rahm; ich nahm ein Stück davon, aß es, und fand den Rahm sauer und verdorben. Dies aß der König zum Frühstücke, sodann

noch Erdbeeren, Kirschen, Diablotins und kaltes Fleisch. —

(S. 82.) Kommt die vermaledeite Polenta noch einmahl zum Vorschein, und Herr v. Z. versichert, daß der König mit eigener Hand ausgestrichen habe, was ihm misfiel, und daß er mit eigener Hand die Gerichte hinzugesetzt, die er haben wollte. Aus äußerst componirten, äußerst unverdaulichen und äußerst heißen Sachen war alles erzeugt und gebohren, und wenn ich mich des Ausdrucks eines königlichen Tischgenossen bedienen darf: in der Hölle gebacken. Auch die Hölle kommt zum zweiten mahl vor. Allein eine Nachricht habe ich noch meinen Lesern zum Dessert aufgespart, daß nämlich Herr v. Z. zwei solcher Küchenzettel, wovon einer die Correkturen des Königs enthält, und wovon der andere ganz von des Königs Hand ist, als Reliquien mitgebracht. Vortreflich! Vater Gleim hat, wie man sagt, einen Königshut, und Ritter v. Z. ein paar Küchenrecepte! —

Mein Vetter Magister ist der sonderbaren Meinung, daß es sich für keinen großen Mann schicke, so viel zu essen, und im Essen eine so epikurische Wohllust zu finden, obgleich er nicht läugnet, daß Lucullus und Crassus, diese reichen Männer aus dem Evangelio, nicht unbedeutende Staatsmänner gewesen. Cibus castrensis, Heldenkost, wäre aus der Hand in den Mund, sagt mein Vetter, und man kann kaum umhin, dieses Leipziger Magisters Gesundheit zu trinken, und ein bene! ihm zu bringen, wenn er hier die kecke Meinung äußert, unser Ritter habe auch hier der Sache zu viel gethan, und sey, wie sein Freund, der Schustermeister Thomas, über den Leisten gegangen. Wenigstens scheint die ausserordentliche Thätigkeit des Königs, nach dem bekannten Sprüchwort: plenus venter &c. und seine gewiß königliche Erklärung: „je travaille beaucoup; je le fais pour vivre, car rien ne ressemble tant à la mort que l'oisiveté," mit dieser schrecklichen Eßlust (wenn sie nicht eine Folge der Krankheit war) nicht übereinzustim-

men. Ob es nun gleich nicht zu läugnen ist, daß es auf den starken kecken Pinsel unsers Ritters oft anwendbar zu seyn scheine, was der König von dem Schrecklichen in Gemählden sagt: (S. 203.) cela est peint pour des bourreaux; (der ritterliche Nachsatz: „que tant de dames aiment à la folie" ist eben so, als der Umstand, daß die Damen Tragödien lieben, zu erklären, weil diese nämlich nur vorgestellt werden und weil jenes nur gemahlt ist) (S. 203) so ist es doch kaum anders zu vermuthen, als daß mein Vetter den Schustermeister Thomas bloß darum verfolge, weil er nicht in Leipzig oder in Halle magistrirt hat, und ich bin ex officio verpflichtet, *ad vocem* Schuster Thomas diesem Freunde Zimmermanns näher zu treten. Ob zur Zeit oder zur Unzeit? thut nichts zum Leisten. — Wenn mein Vetter, der Magister, erwägen wollte, daß (S. 267.) Meister Thomas der dritte ist, den unser Ritter das beste Deutsch in Berlin sprechen gehört. (dies Triumvirat ist Oberhofprediger Sack, Herr

Moses Mendelsohn und Meister Thomas der Schuster.) (S. 268.) Wenn er bedenken würde, daß dieser Thomas unzähli- ge Dinge in jeder Stunde sagte, die Herr v. Z. hätte mögen auswendig lernen, daß er einer der edelsten und feinsten Köpfe in der Welt gewesen, daß er nur eine einzige lieblose und dumme Sache, so viel unser Ritter weiß, in seinem Leben gesagt, (ein Ruhm, um den ihn jedermann, und Herr v. Z. gewiß auch, beneiden könnte) und dies, setzt Herr v. Z. hinzu, ist viel für einen Philoso- phen, (Philosophen?) der den ganzen Tag spricht, (den ganzen Tag spricht? Thun das die Philosophen?) denn er (nämlich Thomas der schwachgläubige Schuster) sagte: da Herr Teller als Ober-Consistorialrath und erster Prediger an der Petri Kirche nach Berlin kam, und Sulzer ihn (nämlich den Thomas, den Schuster,) fragte: was es Neues in der Stadt gebe? — „Nun hat der König seinen Zweck erreicht. Sack glaubt nicht an Gott

den Vater, Spalding nicht an Gott den Sohn, und Teller glaubt nicht an Gott den heiligen Geist. — Wenn mein Vetter dies und die ausserordentliche Aehnlichkeit dieses Meister Thomas mit unserm Uebermeister von Zimmermann in Erwägung gezogen hätte; so würde er denn wohl den Schustermeister Thomas unangetastet lahn, und seinem Freunde von Zimmermann sein Ueber den Leisten, weder in puncto der Eßlust des Königs, noch sonst, vor ungut genommen hahn. — König Friedrich der Zweite ist denn auch gewiß nicht der Erste, der über seiner armen Seele durchaus nicht vergaß, daß er einen Leib habe, und daß die Stärke der Seele so ausserordentlich von der Stärke des Magens abhänge. Seelstarke Menschen pflegen aus diesem Grunde ihren Magen zu einer gleichfalls ungewöhnlichen Stärke zu bringen, wenigstens es dazu anzulegen, und man sage was man will, wenn Verstand uud Willen Gemüthsfreunde des Magens sind und dieser mit jenem harmonirt, so lebt alles am Menschen;

ist dagegen der Magen übler Laune, so kommen aus demselben arge Gedanken der Orthodoxie und der Heterodoxie. — — Uebrigens kann ja unser Ritter nicht verantworten, daß der große König an Leib und Seele oft und viel über die Schnur gehauen, vielmehr geht aus diesem Umstande hervor, daß es dem guten Herrn nützlich und seelig gewesen, wenn er bei aller seiner Größe unsern über-großen v. Z. zum immerwährenden Geleitsmann erkieset hätte; denn nur alsdenn würde er weder mit seinem Leibe noch mit seiner Seele an einen Stein haben stoßen dürfen, als wovon ihn ohnfehlbar nach S. 151. die ernsthaften Vorstellungen zurückgehalten hätten. Da hätte er denn nicht in der Hölle kochen und backen lassen, und keinen sauren und verdorbenen Rahm zum Frühstück gegessen, da würde er nicht einen Eßlöffel voll gestoßenen Muscatenblüthen und gestoßenem Ingwer zu seiner Portion Suppe genommen haben, und sein Rindfleisch wäre nicht mit einem halben Quartier Brandtwein zubereitet

worden. Diese Leibesdiät würde denn geradesweges auch auf die arme Semideistenseele des Königs einen unzuverläugnenden Einfluß behauptet haben. O wie weit weniger Polentaeinfälle und Aalpastetenfragen würde sich der gute König wohl haben zu Schulden kommen lassen, die man auf keine andre Rechnung, als die der üblen Gewohnheit des Königs schreiben kann, den Leib und mittelst seiner auch die Seele zu überladen. — Würde er wohl unter der Obhut unsers Ritters, um nur Kleinigkeiten anzuführen, (S. 51.) sich ein Testimonium wegen der Führung des Herzogs von York vom Herrn von Zimmermann erbeten haben? — „Sehen Sie oft den Herzog von York? und was denken Sie von ihm?" fragte der König, und der Herzog von York hat Ursache, dem Herrn v. Z. höchlich dieses Testimonii halber verbunden zu seyn, das kein Barbier besser erwarten konnte, der auf Anordnung des Herrn Doctor von Zimmermann Ader läßt, wenn er nämlich die Ader getroffen.

Auch würde der König den 30. Jun. 1786, des Nachmittags um 3 Uhr, (S. 75.) nicht gesagt haben: Je ne ſuis plus qu'une vieille carcaſſe, bonne à être jetée ſur la voirie! Unſer Ritter, der, wenn er gleich, wie mein Vetter ſagt, auf die Roſtra getreten, doch zu leben und leben zu laſſen verſteht, hat unwiderlegbares Recht, wenn er eben dieſen entſetzlichen lapſum (S. 74.) bemerkt, und aus demſelben ableitet, daß auch große Männer, wenn ſie melancholiſch ſind, ſo melancholiſch ſind, wie andere melancholiſche Menſchen. Ein ſublimer Wink!

Mein Vetter will mir in dieſem Abſchnitte durchaus nicht das letzte Wort laſſen, und ich trete ihm gerne die Ehre des letzten Worts ab, da er meine dem Ritter v. Z. ſchuldige Verehrung durch einen franzöſiſchen und einen lateiniſchen Belag, dem geneigten Leſer zu Nutz und Frommen, unterſtützen und rechtfertigen will.

Ces animaux, erwiederte der König dem Grafen Luccheſini, als ihm Sr. Majeſtät ein Geheimniß von großer Wichtigkeit in franzöſiſcher

Sprache und ganz laut gesagt, und Lucchesini dem Könige ganz leise und in italienischer Sprache erwiedert hatte: der Bediente, der im Zimmer wäre, verstände französisch. Ces animaux n'entendent point le françois. Unser Ritter Monsieur de Charpentier redete diesen Bedienten französisch an, um doch die Probe zu machen, ob sein Freund Lucchesini, der ihm in Potsdam alles in allem war (S. 140.), ihm auch eine Unrichtigkeit erzählt hätte, denn sonst wäre diese Probe nicht nöthig gewesen; und siehe da! cet animal me répondoit, sagt Herr v. Z., admirablement bien!

Die Geschichte, welche sich (S. 221.) mit hoc est membrum nostrum imperiale sacro-cæsareum schließt, konnte denn nun freilich wohl einmahl als Tischrede durch den Baum gehen, da besonders das liebe Latein allen dergleichen Schmuz wie Scheidewasser wegnimmt; allein warum greift sie unser Ritter als charakteristisch auf? Respondeatur, weil diese Geschichte (S. 219.) ibidem mit komischer Kraft und komi-

schem Salze gewürzt ist. Kraft und Salz? Herr v. Z. wird doch, troz dem Küchenkommendanten Noel, wenigstens besser als ein Leipziger Magister wissen, ob etwas versalzen sey, oder nicht? Habet hoc! heißts hier, wie öfters, von meinem lieben Vetter, — der bei dieser Gelegenheit wissen mag, daß unser einer auch sein Händchen voll Latein aus der Schule gebracht habe. Doch warum Zank unter uns? Laßt uns wieder Hand in Hand wandeln, und Ende gut alles gut seyn. —

Die Schweizerliebe des Königs (S. 79.) war doch auch zuweilen wirklich komisch. (Komisch ist doch, troz dem Worte keck, ein Lieblingsbeiwort unsers komisch-kecken von Zimmermann.) Wer auch kein Schweizer war, mußte ins Teufels Namen (warum ins Teufels Namen?) ein Schweizer seyn, wenn ihn Friedrich der Große dafür hielt. Aus dieser Ursache wählte der König für den gegenwärtigen Kronprinzen von Preußen Herrn Behnisch zum Untergouverneur. — Dieser Herr

Behnisch, den unser Ritter auch in den ersten Augenblicken, seiner großen Offenheit wegen, durchaus nicht für einen Deutschen, sondern allerdings für einen Schweizer hielt, war es doch nicht, da er sehr fein sprach, obgleich ihn König Friedrich der Große immer königlich-keck, tapfer und unüberwindlich dafür hielt. —

Ich habe von jeher geglaubt, daß eine Kunst und ein Handwerk einen güldenen Boden habe, nicht als ob es Gold einbringe, sondern weil es mit jener güldenen Zeit in Verbindung steht, wo man mehr auf sich hält, als man sonst gewöhnlich zu halten pflegt, wo der Mensch, weil er weniger braucht, mehr als sonst versteht — Mensch zu seyn, und sich bei seiner Würde und Ehre zu halten. Wohl dem, der nur den natürlichen und den allgemeinen Staatspflichten treu und hold zu seyn schuldig ist! Hiezu kann man aber nur gelangen, wenn man wenige Bedürfnisse hat, nicht Hofrath, nicht Leibarzt, nicht Ritter, nicht von ist, denn man lebt, die

Sache genau genommen, sich nicht mehr, man hat sich wirklich verläugnet, wenn man der Gnade so vieler Titel lebt, und wer kann sich auf sich selbst verlassen, wer kann sich zu sich wenden, wenn man einmal sich zum vornehmen Manne gemacht hat? Der Mensch ist alsdann bei diesem vornehmen Manne, welcher alle Hände voll zu thun hat, in Dienste getreten. Dieser vornehme Mann ist nicht mehr sein Freund, sondern sein Gönner. — Wissenschaften bringen den feinen, und ein paar gesunde Fäuste den gemeinen Mann zu einer Höhe, Kraft der man auf allen fremden Einfluß Verzicht thut, und alles lieber, als sich selbst, nämlich sein ächtes Sich, entübrigen will. Wo ist eine Gastfreiheit, eine Freundschaft, die nicht beschwerlich wird, wenn von der einen Seite bloß gegeben und von der andern Seite bloß empfangen wird? Nur bloß ein Mensch, der jenen güldenen Boden hat, kann offenherzig und frei seyn, darf sagen, was er denkt, und denken, was er sagt, hat keine Gläubiger und keine

Schuldner, die beide gleich beschwerlich fallen, darf weder schmeicheln noch auf Ränke denken, weder reich noch galant seyn, weder zu gefallen noch zu erwerben suchen, darf auf die Erhaltung eines Gönners nicht denken, noch einen Feind zu stürzen bedacht seyn, weil er keinen Feind hat und keines Gönners oder Abgottes benöthigt ist. Wohl ihm! und wohl auch dem, der einen Ort hat, wo er niemanden beobachten darf, und von wo er von niemandem beobachtet wird, wo er wie eine Schnecke sich in sich selbst verschließen kann, und sich wie sie, mit einer Decke versehen sieht, mittelst deren bürgerliche Zudringlichkeiten ihm nicht gleich an Leib und Seele zu kommen vermögen. Nur er wird sich des Lebens freuen, und wenn sein Stündlein vorhanden ist, wie beim kalten Bade, sich mit dem Kopf zuerst in den Tod stürzen, wohlwissend, daß der in ihm angefangen hat das gute Werk des Verstandes und Willens, es auch bestätigen und vollführen werde. —

So sollte ich glauben, hätte unser lieber Stadteinwohner Zimmermann leben und denken können, wenn ihn nicht der Teufel übel geplaget und ihn auf eine Zinne geführt hätte, wo er sich in die Welt und was drinnen ist so zu vergaffen die Ehre gehabt, daß er anjetzt, wie am Tage ist, sich nach Weise mancher Großen auf Erden, Pflichten als Verdienst anzurechnen kein Bedenken trägt; indessen hat unser einer gut sagen, da er nicht in die Gelegenheiten verwickelt wird, die doch bekanntlich Diebe machen, und da doch nun einmahl Ritter und Hofräthe und Leib- und Seelenärzte seyn müssen; so ists freilich das beste, wenns an Männer wie unser Zimmermann kommt, die mir nichts dir nichts sich in die Zeit zu schicken verstehn. — — Wo wir mit diesem Exordio hinauswollen? fragen unsre Leser. Immerhin! es soll die letzte Frage seyn, die man an uns thut. Hier ist die Antwort: nicht etwa bloß, um unsern Ritter wegen seiner Würden zu bedauren, sondern auch seinen Kompan, den König Friedrich den

Zwei-

Zweiten, welcher wirklich jedem Kenner so gut und so menschlich von jeher vorgekommen ist, daß er auch etwas anders als König, und das mit Ehren, seyn können. Der König selbst glaubt, daß wenn er als Privatmann gebohren wäre, er wenigstens mit corrigiren in irgend einer Buchdruckerei sein Brod verdienen können, und ich setze hinzu: wenn er nämlich besser buchstabiren gelernt hätte, der brave Herr! — Da kam denn beim Könige alle Augenblick seine Offenheit, sein gerader Menschensinn hervor, ohne daß er auf die excellenten Spions Acht gab, die ihn von Rechts- und von Linkswegen umgaben. Man sagt, daß er dieser Offenherzigkeit halber sich in mancherlei Verdruß und selbst in dem siebenjährigen Kriege, der über alle Kriege von Anfang der Welt den Sieger gespielt hat, und ihn auch bei der Nachwelt ohne Zweifel noch lange spielen wird, verwickelt habe. Sollte aber der König wirklich, wie unser Ritter (S. 221.) erzählt, jenen der bittersten Sarcasmen, die ihm je entgangen sind, sich gegen

den französischen Gesandten, Marquis de Valori, (wenn sich unser Anekdotensammler nicht irret) in der Oper zu Berlin haben zu Schulden kommen lassen? Alle Opernsänger waren schon auf dem Theater versammelt, und eben wollte man den Vorhang aufziehn, als der Vorhang sich anhakte und nur so weit in die Höhe gieng, daß man die Beine der Sänger sah. Monsieur de Valori! (zweimal) Monsieur de Valori! rief der König ganz laut nach der Loge des französischen Gesandten hinüber: sehen Sie da, das Ministerium von Frankreich, viele Beine und kein Kopf. — Dieser Kopf Ab- und Füße-Zuspruch so laut in der Oper! Ists möglich, daß ein Gesandter seinen öffentlichen Karakter Preiß geben, und sich dabei beruhigen konnte? In Wahrheit, in diesem Bon-mot liegt eine gewisse Deutschheit, die meinem Leipziger Magister wenigstens unverdaulich ist, der an die Befürchtung Hertzbergs des Westpreußen glaubt, die Büsching an den ihm unbekannten Anekdotenherausgeber

endossiret hat, daß nämlich Anekdoten dieser Valorischen Art das Leben des großen Königs verunstalten und so zweideutig machen müssen, daß man am Ende nicht aus nicht ein wissen wird. Ist dem Könige dieser Witz gegen Monsieur de Valori (wenn sich Zimmermann nicht so wie im Nahmen, in dem Ort und in der ganzen Geschichte selbst irrt) entgangen; nun so bewies er, daß solch ein Sieger er gleich war, er doch von seinem Witz überwunden werden konnte. Man sagt, daß der König oft seinem Witze, wiewohl freilich nie auf diese valorische Art, unterliegen müssen, und in Wahrheit, wenn es mir gleich herzlich lieb ist, daß man nicht von ihm behaupten könne, was vom Herzog von Alba (Ferdinand Alvarez de Toledo) geschrieben steht, daß er nämlich innerhalb 60 Jahren, da er dem Kalbfell gefolgt, nicht geschlagen, nicht überrumpelt — nicht hintergangen worden; so ists mir doch leid, daß der König sich durch Witz und besonders durch ein Bon-mot dieser Art schlagen, überrumpeln und hin-

tergehen lassen, si fabula vera. Allen andern Menschen wirds leichter, zu seyn, als zu scheinen, nur einem Könige kostet der Schein weniger, als die Wirklichkeit, wenn von Menschlichkeit, von Selbstüberwindung und von andern Eigenschaften dieser Art die Frage ist. —

Und hiermit schließ' ich denn meine beide Rahmen, und stelle die von Zimmermannsche Gemälde: ihn, den Ersten, und Friedrich den Zweiten, dem Publiko vor Augen. Das Jus imaginum wird man hoffentlich keinem von beiden streitig machen, und wem von meinen Lesern kommt dies von Zimmermannsche Ueberwerk nicht außer diesen beiden Hauptgemählden als ein orbis pictus vor, als eine Quintessenz für den Politiker, als salbungsvolle Texte für den Theologen. Da ich indessen zu meinem größten Leidwesen vernehme, daß unser Magister populi, zu deutsch Dictator von Zimmermann, sich an seinem Ami (unser Held war Amicus regis primæ admissionis) Friedrich dem Zweiten eine Ader gesprengt und eine Hüfte gebrochen, so daß er seit einiger Zeit sehr krank und schwach am Könige darnieder liegt und seit kurzem in einen neuen Paroxismus gefallen seyn soll; so

bedaure ich diesen großen Arzt, der auf einmahl ein großer Patient geworden, um so mehr, als ich an ihm einen guten Kundmann einbüße. Athleten mußten sich zuvor üben und mit Oel salben, ehe sie ritterlich rungen; und so wäre es denn wohl, unter uns gesagt, auch zu wünschen gewesen, wenn unser Ritter nicht so aus dem Stegreif es angegriffen, sondern zuvor ein Brechmittel und Abführung genommen hätte, ehe er diesen Löwenkampf anfing. Ueberhaupt gehört zu einem Quinquertio, zu einem Meister in fünf Kampfübungen, Fechten, Ringen, Springen, Werfen mit dem Discus und Wettlaufen, eine gute Constitution, und doch scheinen die Gesundheitsumstände unsers Quinquertionis, die Wahrheit zu sagen, mir schon seit langer Zeit etwas mißlich zu seyn. Sie zu nennen bin ich außer Stande. Ich würde behaupten, daß Herr v. Z. seekrank auf Gottes festem Erdboden (S. 265.) geworden, wenn es nicht eine wunderbare Behauptung wäre. Vielleicht ists Wind- Weiber- oder Schreibepidemie, die ihn niedergerissen, und man sage selbst, ob es einem Manne, mit welchem König Friedrich der Zweite (S. 91.) sprechen konnte, worüber er wollte,

zu verdenken sey, wenn er schon bloß darum schwach und krank darnieder liegt, weil er (S. 11.) am Ende seines gegenwärtigen Tages weiter nichts sagen kann, als heute bin ich so viele hölzerne!!! Treppen auf- und so viele hölzerne!!! Treppen abgestiegen. O des flachen und frostigen Alltagslebens. (S. 11.) — Was bleibt uns weiter übrig? als unserm Arzt und Patienten in einer Person zuzurufen: Arzt hilf dir selbst! was mehr? als ihm eine Besserung zu wünschen, wenn es ihm nützlich und seelig ist. Hienächst wollen wir aus seinem Beispiele die Lehre uns nehmen, daß wer da stehe, wohl zusehen könne, daß er nicht falle, und wer da fällt, wohl zusehn müsse, daß er sich nicht den Kopf beschädige, indem wir ja so eben aus der ersten Hand in der Injuriensache des Königs Friedrich des Zweiten wider den französischen Gesandten Monsieur de Valori ersehen haben, daß zwischen Kopf und Füßen ein gewaltiger Unterschied sey.

Es war ein weiser Mann, welcher von Königen sagte, daß er aus besondern Absichten, zu seiner größten Beruhigung, weder für noch wider sie wäre, und ich setze hinzu, daß die

Könige viel Geld auswerfen sollten, damit sich kein Schmeichler ohne Lustration an ihrer Asche durch Preis vergreife und ein Lobhudler werde. Die meisten Lobopferer sehen auch nicht auf die königliche Handvoll Asche, sondern auf die Allerhöchst Zurückgebliebene, und je nachdem dieser Umstand Lob oder Tadel erfordert, je nachdem ist man ein Deist oder Christ, orthodox oder nicht. Man muß erwacht seyn, ehe man seine selbsteigene Träume erzählen kann, und wie will man die Träume anderer wissen? oder gar beurtheilen? wie sogar die Träume der Könige, deren Wachen uns in den meisten Fällen ein Räthsel ist?

Uebrigens giebt es zwar in der Welt nicht nur eine Narcissusliebe, sondern auch eine Narcissusehre, und besteht diese letztere in einer zu vortheilhaften Meinung von seinem eigenen Werthe, so wie jene von dem geliebten Gegenstande, in dem man blutwenigstens eine Venus sich vorstellt. — Lieber Vetter Magister, das geht zu weit. Wer, als Sie, kann denn wohl unsern Ritter beschuldigen, daß er sich selbst verehrt habe? Ein anders ist sich loben, ein anders sich darstellen; ein anders auf einen

Totaleindruck anlegen und en gros handeln, ein anders Detailverdienste auskramen. Friedrich der Zweite hatte nun einmahl das Glück, König zu seyn, und da Herr Hofrath von Zimmermann in diese glückliche Lage von der eigensinnigen Mutter Natur nicht gesetzt ist; so war es ja natürlich, daß, da er sich mit einem thatenreichen Könige messen wollte und konnte, er wortreich zu werden sich Mühe geben mußte. Auch ist kein Grund abzusehen, warum man sich selbstmörderisch aus den Augen setzen sollte. Nosce te ipsum heißt: Eigenlob riecht; es kommt nur immer auf den Weihrauch an, den man sich anzündet. Soll man denn dem Ausland durchaus auf Kosten dessen, was uns nahe ist, den Vorzug einräumen? oder sollen wir nicht vielmehr liebreich in Erwägung ziehn, daß wir selbst, mit Urlaub zu melden, uns doch immer die nächsten sind! — Soll man denn sich, wie den Genuß, überdrüßig werden, und sich, wie man Leibeigene zu verachten gewohnt ist, verachten? Das Sprüchwort: Hoffarth kommt vor dem Falle, kann nur bei gemeinen Leuten statt finden, die nicht ein nagelneues von vor ihrem Zunahmen haben; Leute dagegen, die

ihren rothen oder schwarzen Mantel (die Farbe thut nichts) nach dem Winde zu tragen verstehen, sind hier schußfrei. Am Ende ist man auch nicht auf das Handvoll Erde des nichtigen Leibes, sondern auf seine unsterbliche Seele stolz, die doch die Residenz des göttlichen Ebenbildes ist, und würden wir uns gewiß, wo nicht in dem Deismus kalt baden, so doch sehr nahe diesem Abgrunde kommen, wenn wir nicht abscheulich stolz wären. Auch muß man doch die Wahrheit sagen, und so wie ein Lügner vom Vater dem Teufel ist, und wir auch vom Vater dem Teufel seyn würden, wenn wir von Haus aus groß wären, und uns klein machen sollten; so ist ein Lügner auch ein Dieb, und würde man sich nicht selbst wegstehlen, wenn man sich belügen wollte? Thun andere ihrem Leibe was zu gut; so kann ja wohl ein Schriftsteller seiner Seele gütlich thun. Das von Zimmermannsche Ueber würde sonach das vierte Gebot gar gröblich übertreten haben, wenn es seinen leiblichen Herrn Vater mit unkindlichem Stillschweigen übergangen wäre. Damit es dem Kinde wohl gehe und es lange lebe auf Erden, hat es gethan, was es zu thun schuldig war.

Endlich sind alle Menschen Lügner, und da niemand zweien Herren dienen kann; so ists denn auch kein so häßliches Ding, den Lügen getreu seyn, wenigstens wäre es weit ärger, wenn man in die Dienste dieser beiden sehr wunderlichen Herren oder Damen, Wahrheit und Lüge treten, und sich Mühe geben wollte, es mit keinem oder keiner zu verderben. In der That ists mit der Wahrheit nur so, so: Alle Welt schreit nach Wahrheit, und doch ist sie die Mutter des Hasses, des Neides und der Verfolgung. Man sollte nie, wie jener Landpfleger, eine verzweifelte Frage nach Wahrheit thun, wenn man — ein gewisses Verhältniß mit der Natur findet, und etwas immerhin für wahr und richtig achten, was nur so aussieht, besonders wenn es ein Genie vorträgt, welches einem Inspirirten gewiß nichts nachgeben darf. Wer Lust hat, Geister zu sehen, muß nicht auf die Taschenspieler-Hände merken, welche jene hervorwinken, und da gewisse Genies und Taschenspieler nahe verwandt sind; so macht sich die Nutzanwendung von selbst.

Wäre es wirklich gegründet, was einige zu behaupten sich herausgenommen, was indessen

von meinem Blutsfreunde, dem Magister selbst, mir auf den Kopf abgeläugnet wird, daß mancher gemeine Mann oft klüger, als mancher hochgelahrte seyn könne, weil jener sich nur eben so klug hält, als er ist; was hätte es denn in Absicht meiner für Noth? Möchte schon immerhin die Arbeit des Ungelahrten ein Rahmen, und die Arbeit des Hochgelahrten das Gemählde seyn. Non omnia possumus omnes. — Ein Blinder wird nun zwar wohl den Bildhauer nach dem Mahler lociren, weil er sich vorstellen kann, daß der Bildhauer etwas einem andern ähnliches machen könne, welches ihm aber von einer geraden Leinwand sich einzubilden unmöglich ist. Das ist aber auch das Urtheil eines Blinden, — worauf ich mir nichts zu gut thun kann und werde.

Noch ists meine Pflicht, dem Herrn Hofrath und königlich-großbritannischen Leibarzt von Zimmermann, eine glückliche Reise vom Haag nach London anzuwünschen, indem er sich nach öffentlichen Blättern im Haag aufhalten soll, um geliebts Gott! auf den ersten Wink in London seinen Einzug zu halten. Mein Magister ist des Dafürhaltens, daß die Unterredun-

gen sicher schon zum Druck fertig sind, die unser Ritter mit Sr. großbritannischen Majestät halten wird — und glaubt, daß sie reißend wie warmes Brodt abgehen, und viermal in deutscher Sprache, und zum fünften! sechsten! siebenten! und achtenmal! in Paris, Amsterdam, London und Madrit gedruckt werden müßten. (S. 258.) — — — Es wäre freilich Schand' und Sünde, wenn der Erste aller Aerzte Se. großbritannische Majestät, als seinen Leibpatienten, in dieser Krankheit mit Rath und That verlassen, und nur bei andern tödtlich-kranken Königen die letzte Oehlung von Löwenzahn anbringen wollte; doch sollte unser edle Ritter seine eigene Gesundheitsumstände in Erwägung ziehen. Auch muß ich in alttreulicher Einfalt meinem bedenklichen Magister zugeben, daß die Krankheit Sr. großbritannischen Majestät sich schwerlich vermittelst des Löwenzahns werde lösen lassen; indessen wird wohl jeder, auch ohne Expectanzschein, sich überzeugen, daß unser große Revolutionsritter von Zimmermann bei dieser seltenen Gelegenheit zwischendurch sein Licht leuchten lassen, und so manches durch ein Seelenrecept

in London an Stell' und Ort bringen könnte, was bis jetzt übel stand und unrichtig locirt war, wenn er nämlich nach London zu kommen aufgefordert werden sollte, als woran es hoffentlich nicht fehlen kann und wird. Wer wäre wohl insbesondere besser im Stande, als unser Ritter, die von Sr. königlichen großbritannischen Majestät aufgegebene theologische Preißfrage unter den wahren Augenpunkt zu bringen? außer welchem sie immer falsch und verkehrt beurtheilt werden muß. Vielleicht wagt unser große v. Z. diesen Ueberritt selbst in eigener theologischen Person, nach seiner bekannten edlen Ritterweise, vermöge welcher er ohne Plan (Autorgewissen) blind einzuhauen rühmlichst beflissen ist. — Dieser Ueberritt wäre eine Ehre für unsern großen Arzt, welche die Herren Geistlichen nicht anders ausgleichen können, als wenn einer aus ihrem Mittel Se. großbritannischen Majestät gesund zu machen übernehmen wollte. Caracalla bildete sich ein, durch sein Kopfhängen Alexander der Große zu seyn, und seht! unser von Z. übertrift, Kraft seiner religiösen Gesinnungen (S. 160.), die er lebhaft empfindet, und die ihm den edel-

sten und größten Heldenmuth (den Friedrich aus dieser Quelle nicht hatte) geben, bei weitem Friedrich den Großen! Wohl bekomm' es dem edlen Ritter, da ihn, außer seiner Ueberkrankheit, eine beständige Furcht (S. 265.) vor einer Seereise naget und plaget, welche, so innigst und herzlich er oft gewünscht, nach England zu reisen, ihn von der leibärztlichen Pflicht bis jetzt zurückgehalten. Auf glückliches Wiedersehn! wobei die Ehre allemahl auf der Seite des Johann Heinrich Friedrich Quitenbaum, ehrlichen Bildschnitzers in Hannover, seyn wird.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

14/8x

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hippel, Theodor Gottlieb von,

Zimmermann der I, und Friedrich II

London [i.e. Berlin] 1790

Bor. 165
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013971-4
VD18 11585935